

Empirische Kultursoziologie
Dreifachkurseinheit

Autoren:
Eva Barlösius
Jürgen Gerhards
Ronald Hitzler
Sighard Neckel

Teil B

Auf dem Weg zu einer theoriegesteuerten
empirischen Kultursoziologie

Jürgen Gerhards

Inhaltsverzeichnis	Seite
I	Theoretische und methodische Prämissen 97
1.	Was soll unter Kultur verstanden werden? 98
2.	Welche Kulturen stehen im Fokus der Analyse? 100
3.	Welche Rätsel versucht die Kulturosoziologie zu lösen? 101
4.	Welche Methoden sollen zur Anwendung kommen? 102
II	Kultureller Wandel und die Entwicklung von Vornamen zwischen 1890 und 1990. Trends und deren Ursachen ... 104
1.	Einleitung 104
2.	Daten, Methoden und Erläuterung des Forschungskontextes der Untersuchung 106
2.1	Datengrundlage und Methoden 106
2.2	Forschungskontext 108
3.	Prozesse kultureller Modernisierung und deren Ursachen: Hypothesen und Ergebnisse 111
3.1	Entverwandtschaftlichung 112
3.2	Säkularisierung 117
3.3	Entschichtung der Namengebung 121
3.4	Individualisierungsprozesse 126
3.5	Globalisierung der Kultur 130
4.	Die Verallgemeinbarkeit der Befunde 132
5.	Diskussion der Ergebnisse 135
III	Religion und der Geist des Kapitalismus: Einstellungen zur Berufsarbeit und zur Wirt- schaftsordnung in den USA und Spanien im Vergleich 141
1.	Max Webers Protestantismusthese: Erwartbare Unterschiede im „Geist des Kapitalismus“ zwischen Spanien und den USA 142
2.	Datenbasis und methodisches Vorgehen 146
3.	Ergebnisse und deren Interpretation 149
IV	Literatur 155

I Theoretische und methodische Prämissen

Sowohl der Begriff der Kultur als auch der der Kultursoziologie wird so vieldeutig gebraucht, dass nicht klar erkennbar ist, was man sinnvollerweise unter Kultur verstehen kann und welches der Gegenstandsbereich der Kultursoziologie ist. Die in den letzten beiden Dekaden festzustellende verstärkte Beschäftigung mit "Kultur" hat dabei nicht sonderlich zu einer Klärung des Kulturbegriffs beigetragen. Die verfügbaren soziologischen Theorien von Kultur duplizieren eher die Heterogenität der allgemeinen soziologischen Theorien als dass sie ein eigenes Feld mit paradigmatischen Grenzen darstellen würden.¹ Entsprechend finden sich innerhalb der Kultursoziologie systemtheoretische Ansätze (z. B. Luhmann 1980; 1995; Münch 1993), interpretative Perspektiven einer Kultursoziologie (z. B. Luckmann 1986; Soeffner 1988; Knorr-Cetina und Grathoff 1988), neomarxistische oder schichtungstheoretisch orientierte Kultursoziologien (z. B. Gramsci 1990; Williams 1986; Bourdieu 1982; Schulze 1995) semiotische Ansätze einer Kultursoziologie (Barthes 1990; Sahlin 1990) und Versuche, die Theorie rationalen Handelns mit der Analyse von Kultur zu verbinden (Wildavsky 1988, 1993; Lindenberg 1990; Esser 1990, 1991).

Auf die Frage, was man unter Kultur zu verstehen hat, welche Rätsel eine Kultursoziologie sich stellt und mit welchen Methoden sie die Rätsel beantworten kann, findet man mehr Antworten als Autoren. Die Zunahme der Beschäftigung mit Kultur innerhalb der Soziologie hat nach meinem Eindruck nicht zu einer Profilierung eines eigenen Gegenstandsbereichs Kultursoziologie beigetragen. Mehr als in anderen Bindestrichsoziologien gewinnt man bei der Betrachtung der kultursoziologischen Literatur den Eindruck eines "anything goes" (Gerhards 1989).

Angesichts dieser Ausgangslage scheint es sinnvoll zu sein, die eigenen Prämissen und Fragestellungen einer Kultursoziologie möglichst einfach und präzise zu formulieren; dies soll im folgenden federstrichartig geschehen. Angeleitet werden die Überlegungen von der Vorstellung einer theoriegesteuerten empirisch orientierten Kultursoziologie, die durch zwei Erkenntnisinteressen bestimmt ist: Die Formulierung von empirisch gehaltvollen Beschreibungen und Erklärungen von a) Kulturunterschieden zwischen verschiedenen modernen westlichen Gesellschaften und b) von Kulturwandel innerhalb von modernen Gesellschaften. Die beiden empirischen Studien, die ich ausgewählt habe, sollen illustrieren, wie man vorgehen kann, wenn man Kulturwan-

¹ Einen guten Überblick gibt der Band von Alexander und Seidmann (1990).

del innerhalb einer Gesellschaft beschreiben und erklären will und wie man Kulturunterschiede zwischen zwei Gesellschaften analysieren kann.

1. Was soll unter Kultur verstanden werden?

Geht man davon aus, dass Begriffe nominalistische Festlegungen darüber sind, welche Vorstellungsinhalte man mit Wörtern bezeichnen will, dann mag die Vielzahl an Bedeutungen, die mit dem Kulturbegriff verbunden werden, auf den ersten Blick als unproblematisch erscheinen. Aber auch für nominalistische Begriffsdefinitionen gelten bekanntlich wissenschaftliche Gütekriterien: Sie sollen u. a. präzise die bezeichneten Vorstellungsinhalte festlegen und entlang des Erkenntnisinteresses und der Forschungsfrage definiert werden. Gerade im Hinblick auf das erste Kriterium lassen viele Autoren, die sich als Kulturwissenschaftler bzw. Kulturosoziologen verstehen, einiges zu wünschen übrig.

Wir werden hier eine Definition von Kultur vorschlagen, die an den Kriterien der Klarheit und Einfachheit orientiert ist, dabei aber die wesentlichen Elemente aufzubewahren versucht, die in der Verwendung dieses Begriffs in der soziologischen Tradition enthalten waren. Unter Kultur verstehen wir *die zeitliche relativ stabilen Deutungsmuster und Werte, die von einer Gruppe von Menschen gemeinsam geteilt und zur Interpretation von "Welt" benutzt werden*. Eine solche Definition enthält drei Merkmale, die man, je nach Forschungsfrage, genauer spezifizieren kann und sollte: eine Gruppe von Menschen als die Subjekte bzw. Träger von Kultur (a), zeitlich relativ stabile Deutungsmuster und Werte als eine spezifische Art und Weise der Weltinterpretation und Bewertung (b) und schließlich der Gegenstandsbereich, auf den sich die Deutungsmuster und Werte beziehen, der hier mit dem Platzhalter "Welt" bezeichnet wurde (c).

a. Die Klasse möglicher Subjekte von Kultur kann man je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich eng bzw. weit definieren. Entlang des weiter unten genauer erläuterten Erkenntnisinteresses spezifizieren wir die Träger von Kultur auf die Mitglieder einer Gesellschaft insgesamt bzw. auf größere Subkollektive innerhalb der Gesellschaft. Wir sprechen also von Kultur, wenn die benutzten Deutungsmuster *sozial generalisiert* sind. Man kann entsprechend von einer Kultur der Gesellschaft sprechen, wenn die Mehrheit der Bürger einer Gesellschaft gleiche oder ähnliche Deutungsmuster benutzt, oder man kann z. B. von einer Arbeiterkultur sprechen, wenn die Mehrheit der Arbeiter gleiche Deutungsmuster zur Interpretation von Welt benutzt. Ob es eine einheitliche Gesellschaftskultur bzw. Arbeiterkultur gibt, ist eine allein empirisch beantwortbare Frage.

b. Dass eines der spezifischen Merkmale menschlicher Existenz darin besteht, einen sinnhaften Bezug zur Welt aufzubauen, ist fast ein anthropologischer Allgemeinplatz, bildet zugleich den Ausgangspunkt von fast allen so-

ziologischen Theorien — seien es systemtheoretische Konzepte in der Traditionslinie von Parsons und Luhmann, marxistische Vorstellungen von Gesellschaft oder auch mikrosoziologische Konzepte, wie sie von symbolisch-interaktionistischen Theorien bis hin zu rational-choice Theorien entwickelt wurden. Die Fähigkeit, sinnhaft zu handeln, bedeutet z. B., dass ein Baum eben nicht ein Baum ist, sondern für die Menschen je nach Deutung etwas sehr unterschiedliches bedeuten und mit unterschiedlichen Werten verbunden sein kann: ein schützenswertes Objekt, das durch eine interpretierte Umweltverschmutzung bedroht ist, ein Gegenstand, dessen Verkauf Gewinne abwerfen kann, ein sakrales Objekt, das auf eine wie auch immer geartete Transzendenz verweist etc. Deutungen und Bewertungen von "Welt" sind aber häufig nicht allein auf einen Sachverhalt allein bezogen, sondern mit anderen Deutungen und abstrakteren Werten vernetzt und bilden zusammen ein Deutungsmuster mit abstrakten Werten. Deutungsmuster sind Konfigurationen von Einzeldeutungen, die miteinander zu einem System verknüpft sind und zur Interpretation unterschiedlicher konkreter Sachverhalte dienen; abstrakte Werte sind generalisierte Sollvorschriften, die das Wünschenswerte definieren. So kann, um im Beispiel zu bleiben, die Deutung eines Baumes in unterschiedliche Deutungsmuster eingebunden und mit unterschiedlichen Werten verbunden sein: z. B. in ein ökologisches Deutungsmuster, ein marktwirtschaftliches oder in ein religiöses Deutungsmuster. Die jeweiligen Deutungsmuster und Werte dienen dann nicht nur zur Interpretation eines bestimmten Sachverhalts, sondern weisen eine *sachliche Generalisierung* auf. Ein ökologisches Deutungsmuster führt z. B. zu einer bestimmten Interpretation von Atomkraftwerken, der Senkung der Steuern für Benzin oder des Baus von Fahrradwegen etc.

Unter Kultur sollen aber nicht nur sozial und sachlich sondern auch *zeitlich generalisierte* Deutungsmuster und Werte verstanden werden. Damit ist gemeint, dass die benutzten Interpretationen und Sollvorschriften über einen längeren Zeitraum stabil bleiben. Talcott Parsons (1973) hatte entsprechend von Kultur dann gesprochen, wenn Kultur gesellschaftlich institutionalisiert und von den Individuen internalisiert ist. Die empirischen Studien von Ronald Inghart (1998) zeigen, dass die in der Sozialisation vermittelten Deutungsmuster und Werte in der Tat zeitlich relativ stabil sind.

c. Jürgen Habermas (1981: 114 ff.) unterscheidet im Anschluss an Karl R. Popper drei verschiedene Objektbereiche, auf die sich das Handeln von Menschen beziehen kann: auf die objektive Welt im Sinne der äußeren Natur, die soziale Welt als der Bereich der geregelten Interaktionen zwischen Menschen und auf die subjektive Welt als die Innenwelt der Menschen. Die Deutungsmuster, die Akteure benutzen, können sich ebenfalls auf die genannten drei Bereiche beziehen, und führen entsprechend zu Deutungen der Natur, der Beziehungen zwischen Menschen und zu Deutungen der Identität und der Selbstkonzepte von Subjekten. Die Welt der sozialen Beziehungen kann man nun entlang unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche weiter differenzieren

und entsprechend von unterschiedlichen teilsystemischen Kulturen sprechen. Je nachdem, ob sich die Deutungsmuster auf die Organisationsformen von Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft oder Politik beziehen, kann man von einer Wissenschafts-, Kunst-, Wirtschafts- oder von politischer Kultur sprechen. Wenn ich später, in der zweiten hier vorgestellten empirischen Studie, versuchen werde, die Webersche These vom Zusammenhang zwischen Religion und dem Geist des Kapitalismus mit Hilfe von Umfragedaten zu überprüfen, dann handelt es sich entsprechend um eine Untersuchung im Bereich der Wirtschaftskultur, weil hier Deutungsmuster, die sich auf das wirtschaftliche Handeln von Menschen beziehen, im Fokus stehen.

Indem ich Kultur als die sozial, zeitlich und sachlich generalisierten Werte und Deutungsmuster definiere, wird der Kulturbegriff auf einer Makroebene von Gesellschaft plaziert. Er schließt Alltagskultur aus bzw. bringt sie nur ins Spiel, wenn sie als Indikator für die zentralen Ideen und Werte einer Gesellschaft insgesamt interpretierbar ist. Er schließt Kultur im Sinne von Kunst aus bzw. bringt sie nur ins Spiel, wenn man sie als Indikator für oder als Vorreiter der zentralen Ideen und Werte einer Gesellschaft insgesamt empirisch interpretieren kann.

2. Welche Kulturen stehen im Fokus der Analyse?

Kultur hat es in dem gerade definierten Sinne in allen Gesellschaften gegeben. Die Definition eines Gegenstandsbereichs wissenschaftlicher Erkenntnis ist eine notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingung für wissenschaftliche Forschung. Sie bedarf als Ergänzung der Formulierung von Fragestellungen, die man an einen Gegenstandsbereich richtet. Die Festlegung von Forschungsfragen ist wiederum von den Erkenntnisinteressen eines Forschers abhängig. Diese sind wissenschaftstheoretisch, im Unterschied zu den Kriterien einer Definition und den verwendeten Methoden der Erforschung eines Gegenstandsbereichs, nicht gut legitimierbar, sondern obliegen einer voluntaristischen Festlegung (Weber 1988a). Im Fokus der von mir favorisierten Kulturosoziologie steht die Analyse der Kultur moderner, okzidentaler Gesellschaften. Definiert man Kultur auf einer Makroebene von Gesellschaft, dann kommen die für Beschreibungen und Erklärungen unerlässlichen Differenzen und Varianzen nur in den Blick, wenn man Kulturen im Zeitvergleich und/oder im Ländervergleich betrachtet. Kulturwandel innerhalb moderner Gesellschaften und die Analyse von Kulturunterschieden zwischen der Familie der okzidentalen Gesellschaften bilden den Fokus der von mir favorisierten Kulturosoziologie.

3. Welche Rätsel versucht die Kulturosoziologie zu lösen?

Die grundsätzlichen Zielsetzungen der Soziologie sind nach meiner Ansicht recht einfach zu definieren. Soziologie versucht, zwei verschiedene Rätsel zu lösen: Zum einen zu *beschreiben*, wie Menschen handeln und zum anderen zu *erklären*, a. warum Menschen so handeln wie sie handeln und b. welche Effekte das Handeln von Menschen auf die Handlungen anderer hat (vgl. Schimank 1999). Eine Soziologie der Kultur versucht sich ebenfalls im Lösen deskriptiver und erklärender Rätsel: 1. Sie versucht die Deutungsmuster und Werte, die von Menschen in einer bestimmten Gesellschaft als wichtig erachtet werden, zu beschreiben und dies — so die oben eingeführte Spezifizierung — in Differenz zu anderen Gesellschaften des Okzidents oder in Differenz zu früheren Phasen ein und derselben Gesellschaft. 2. Sie versucht zu erklären, a. warum bestimmte Deutungsmuster und Werte entstanden und allgemein verbindlich geworden sind und b. welchen Einfluss dies auf die weitere Interaktion zwischen Menschen hat.

Beschreibende Rätsel müssen zuerst gelöst sein, bevor erklärende Rätsel in Angriff genommen werden können; nach einem Explanans kann man erst sinnvoll fragen und suchen, wenn die Richtigkeit des Explanandums empirisch geklärt ist. Dass auch beschreibende Fragestellungen soziologisch sinnvolle Fragestellungen sind, und einer Erklärung immer vorausgehen, wird in der auf Erklärung orientierten Soziologie häufig unterschätzt.² Für die Kulturosoziologie scheint nun typisch zu sein, dass sie über eine Menge an Theoremen verfügt, die Kulturunterschiede zwischen Gesellschaften und Kulturwandel von Gesellschaften behaupten, die sich zum Teil aus den Texten der Klassiker der Soziologie ableiten lassen, deren Richtigkeit aber nur unzulänglich überprüft ist. Ich sehe es entsprechend als eine der zentralen Aufgaben einer makrosoziologisch orientierten Kulturosoziologie an, zu versuchen, diese Theoreme empirisch zu überprüfen. In der ersten empirischen Studie, die ich vorstellen möchte, werden wir am Beispiel der Entwicklung von Vornamen in den letzten 100 Jahren versuchen, Prozesse der Säkularisierung, des Bedeutungsverlusts der Verwandtschaft, der Individualisierung und der Globalisierung von Kultur empirisch zu überprüfen.

Aber auch bei den erklärenden Rätseln kann man zum Teil an klassische Theoreme über Kulturunterschiede und Kulturwandel anknüpfen. So nehmen wir in der zweiten empirischen Studie, die ich vorstellen möchte, die These Webers, dass der Geist des Kapitalismus selbst eine Bedingung für die Ent-

² Ein vollständige Erklärung enthält immer zwei singuläre Aussagen, deren Richtigkeit geprüft sein muss, damit eine Erklärung vollständig ist: Das Explanandum und die im Explanans enthaltene Randbedingung sind singuläre Aussagen.

stehung des Kapitalismus, religiösen Ursprungs ist, auf und versuchen, diese These empirisch zu überprüfen.

4. Welche Methoden sollen zur Anwendung kommen?

Stellt man an die Soziologie im allgemeinen und die Kulturosoziologie im speziellen den Anspruch, dass sie die Aussagen, die sie zur Beschreibung und Erklärung sozialen Handelns trifft, auch auf ihren "Wahrheitsgehalt" hin überprüft, dann ist damit impliziert, dass sie eine empirische Wissenschaft ist. Sie formuliert Beschreibungen und Erklärungen von gesellschaftlichen Phänomenen und ist gehalten, diese Beschreibungen und Erklärungen empirisch nach den Regeln der Kunst zu überprüfen. Die Methoden der Sozialforschung sind nichts anderes als Verfahrenstechniken, die eine Überprüfung von Aussagen ermöglichen, so dass man am Ende mehr oder weniger plausibel sagen kann, dass die Beschreibung bzw. die Erklärung richtig oder falsch ist. Der Streit zwischen quantitativen und qualitativen Methoden ist dabei müßig. Auch für die Auswahl von Methoden gelten Gütekriterien. Repräsentativität, Reliabilität und Validität sind bekanntlich die Gütekriterien empirischer Sozialforschung. Entlang dieser Kriterien gilt es im Einzelfall zu entscheiden, welche Verfahren am besten geeignet sind, die jeweilige Forschungsfrage zu beantworten.

Im Bereich der empirischen Kulturosoziologie gibt es einen deutlichen Überhang von interpretativ und mikrosoziologisch orientierten qualitativen Studien, sieht man einmal von den in der Bundesrepublik kaum rezipierten Forschungen ab, die unter dem Etikett "Cultural Indicators" firmieren (Rosengren 1989; Namenwirth und Weber 1987). Fokussiert man aber kulturosoziologische Fragestellungen auf Fragen des Kulturwandels und der Kulturunterschiede, also auf eine Makroebene von Gesellschaft, dann muss man dafür Sorge tragen, dass das Material, das man analysiert, repräsentativ für diese Grundgesamtheiten ist. Es ist gerade diese durch das Erkenntnisinteresse festgelegte Zielsetzung, die eine höhere Affinität zu den sogenannten quantitativen Methoden erzeugt, weil diese besser in der Lage sind, mit kontrollierten Verfahren der Stichprobenziehung zu operieren, so dass die Reichweite der Aussagen groß ist und der Schluss von der Stichprobe auf eine Grundgesamtheit in der Regel den Anspruch auf Repräsentativität für sich beanspruchen kann.

Dem hier mit einigen Federstrichen skizzierten Rahmen einer favorisierten Kulturosoziologie liegt also ein spezifisches Verständnis von Kulturosoziologie zugrunde, das Wert auf eine möglichst klare Explikation der verwendeten Begriffe legt, neben einem verstehenden Beschreiben, Phänomene auch erklären will, und dazu theoriegeleitet vorgeht, sich auf die Analyse von Kulturwandel und Kulturunterschieden zwischen Gesellschaften konzentriert und insofern eine Makrokulturosoziologie ist, sich methodisch der systematischen Verfahren der Datenerhebung bedient und die Ergebnisse zu quantifizieren versucht. Dies ist sicherlich noch eine recht allgemeine Vorstellung von Kulturosoziologie,

die genauerer Spezifizierungen bedarf. Sie schließt aber bereits eine Menge an Forschungen und Methoden aus und mag dem Leser einen ersten Eindruck davon geben, wohin die Reise einer theoriegesteuerten empirischen Kultursoziologie gehen soll. Entlang dieser Leitlinien habe ich zusammen mit Mitarbeitern und Kollegen in den letzten Jahren versucht, einige empirische kultursoziologische Forschungsprojekte durchzuführen. Wir haben, um Säkularisierungsprozesse zu messen, eine Analyse von Todesanzeigen (Gerhards und Melzer 1996), zur Analyse von Prozessen kultureller Modernisierung eine Analyse von Vornamen durchgeführt (Gerhards und Hackenbroch 1997, 1997a). Die Entwicklung hin zu einer demokratischen politischen Kultur wurde durch eine Inhaltsanalyse von Parlamentsdebatten zum Dreiklassenwahlrecht beschrieben (Gerhards und Rössel 1999). Unterschiede in der Wirtschaftskultur zwischen Spanien und den USA (Gerhards 1996) und Unterschiede in den Vorstellungen von Familie in den USA und in West- und Ostdeutschland haben wir mit Hilfe von Umfragedaten beschrieben (Gerhards und Rössel 2000); wie sich kulturelle Unterschiede zwischen Gesellschaften auf die Interpretation eines konkreten politischen Themas auswirken, wurde am Beispiel des Abtreibungsthema für Deutschland und die USA analysiert (Ferree, Gamson, Gerhards und Rucht 2000; Gerhards und Rucht 2000).

Aus diesem Forschungszusammenhang werden im folgenden zwei empirische Studien vorgestellt: Prozesse kulturellen Wandels und dessen Ursachen untersuchen wir am Beispiel der Entwicklung von Vornamen der letzten 100 Jahre (Kapitel B); kulturelle Unterschiede im Hinblick auf die Wirtschaftskultur analysieren wir am Beispiel von Spanien und USA und mit Rekurs auf die Weberschen religionssoziologischen Studien.

II Kultureller Wandel und die Entwicklung von Vornamen zwischen 1890 und 1990. Trends und deren Ursachen³

1. Einleitung

Jedes neugeborene Kind erhält einen oder mehrere Vornamen. Nach der Geburt müssen diese dem Standesamt mitgeteilt werden; der Vorname in Kombination mit dem Nachnamen bildet für den neugeborenen Menschen und alle seine Interaktionspartner das eindeutige Identitäts- und Erkennungskürzel. Vornamen sind, im Gegensatz zu den Nachnamen, wählbare Attribute. Es sind die Eltern des Kindes, die — manchmal in Abstimmung mit Verwandten und Freunden — aus der Vielzahl an Vornamen eine Auswahl treffen. Auf den ersten Blick könnte man vermuten, dass die Auswahl von Vornamen in erster Linie von privaten und idiosynkratischen Motiven der Eltern angeleitet wird und insofern keiner sozialen Strukturierung unterworfen ist. Emile Durkheim hat uns als erster in seiner Selbstmordstudie (1983) aufgezeigt, dass sich auch solche privaten Entscheidungen wie der Selbstmord nicht oder nicht nur aus der "Psycho-Logik" des einzelnen Falls erklären lassen, sondern Regelmäßigkeiten aufweisen, die sich empirisch auf ähnliche soziale Lagen derjenigen, die Selbstmord begehen, zurückführen lassen. Wir gehen von der Vermutung aus, dass nicht nur der Austritt aus dem Leben, sondern auch der Prozess der mit dem Eintritt in das Leben verbundenen Namengebung einer sozialen Strukturierung unterliegt. Die Rekonstruktion der sozialen Determiniertheit der Vergabe von Vornamen in den letzten 100 Jahren ist das erste Ziel unserer Untersuchung.

Die Ausführungen verstehen sich aber nicht in erster Linie als Beitrag zur als Onomastik bezeichneten Namenforschung; wir verfolgen ein ambitionierteres Ziel. Wir benutzen die Entwicklung von Vornamen als Indikator zur Messung von Prozessen kultureller Modernisierung. Wir gehen davon aus, dass sich gleichsam im Mikrophänomen der Vergabe von Vornamen Makrokulturentwicklungen spiegeln.

³ Die folgende Studie wurde zusammen mit Rolf Hackenbroch durchgeführt. Der Text bezieht sich weitgehend auf einen Aufsatz, der an anderer Stelle veröffentlicht wurde: Jürgen Gerhards und Rolf Hackenbroch, Kulturelle Modernisierung und die Entwicklung der Semantik von Vornamen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 3 1997, S. 410-439.

Die Klassiker der Soziologie haben im Hinblick auf die Kulturentwicklung unterschiedliche Theoreme formuliert. Emile Durkheim und Georg Simmel gehen davon aus, dass die Herausbildung des Individuums eines der zentralen Merkmale der modernen Kultur darstellt. Durkheim formuliert zusätzlich die These, dass der Prozess der Individualisierung verbunden ist mit einem weiteren kulturellen Entwicklungstrend, der Auflösung der Bindung an die Verwandtschaft und die Familie. Max Weber und Talcott Parsons u. a. lehren uns, dass Säkularisierungsprozesse, d. h., der Bedeutungsverlust von auf das Jenseits ausgerichteter Glaubensvorstellungen, eines der zentralen Kennzeichen der Kultur der Moderne darstellt. Und Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sehen in der Herausbildung einer globalen, übernationalen Kultur ein spezifisches Kennzeichen der Moderne. Für eher neuere Entwicklungstrends formulieren Terry Nicolas Clark, Seymour Martin Lipset, Michael Rempel (1993) und Ulrich Beck (1983) die These, dass die Integrationskraft von Klassen im Modernisierungsprozess nachlässt. So bekannt alle diese Theoreme sind, so wenig geklärt ist ihr theoretischer Zusammenhang untereinander und vor allem ihre empirische Richtigkeit. Zwar liegen empirische Studien über einzelne Theoreme für die Entwicklung in den letzten 20 Jahren vor (Ester, Halman, de Moor 1993; Inglehart 1989), über längere Entwicklungstrends wissen wir allerdings wenig.

Hier setzt unsere vorliegende Untersuchung an. Unser Ziel ist es, anhand der Vergabe von Vornamen kulturelle Modernisierungsprozesse für die letzten einhundert Jahre sowohl empirisch zu beschreiben als auch durch strukturelle Veränderungen zu erklären. Wir benutzen die Entwicklung von Vornamen als Indikator zur Messung von Prozessen kultureller Modernisierung. Wir unterscheiden fünf verschiedene Dimensionen kultureller Modernisierung, die wir empirisch untersuchen wollen:

- 1.) den Prozess des Bedeutungsverlusts verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe,
- 2.) *Säkularisierungsprozesse* in dem Sinne, dass im Zeitverlauf die Interpretation der Welt (Immanenz) immer weniger mit Verweis auf die Transzendenz erfolgt,
- 3.) *Entstrukturierungsprozesse von Klassen* in dem Sinne, dass die Sinndefinitionen von Klassen im Zeitverlauf an Prägekraft verlieren,
- 4.) *Individualisierungsprozesse* in der Bedeutung, dass Menschen immer weniger mit anderen Menschen gemeinsame Merkmale teilen und damit individueller werden, und
- 5.) Prozesse der *Globalisierung* der Kultur durch Verdrängung der Eigenkultur und Bezugnahme auf vormals fremde Kulturen.

Wir werden an späterer Stelle genau spezifizieren, was wir unter den einzelnen Entwicklungsprozessen verstehen. Die fünf Prozesse kultureller Modernisierung bilden ein Syndrom, sie hängen wechselseitig zusammen. Das Auf-

brechen der Ligaturen (Dahrendorf 1992) Religion, Verwandtschaft, Klasse und Schicht ermöglicht erst die Freisetzung des Individuums und damit Individualisierungs- und Globalisierungsprozesse.

In Kapitel zwei werden wir den Forschungskontext unserer Untersuchung und die verwendeten Methoden der Datenerhebung erläutern. Im dritten Kapitel, das zugleich das zentrale Kapitel darstellt, werden die fünf genannten Entwicklungsprozesse kultureller Modernisierung auf der Basis der einschlägigen Literatur erläutert und die jeweiligen Operationalisierungen ihrer Messung sowie die Ergebnisse diskutiert. Zusätzlich zu einer empirischen Deskription der verschiedenen Prozesse kultureller Modernisierung werden wir Hypothesen über die Erklärung der Trends formulieren und diese empirisch testen. Im Kapitel 4 gehen wir der Frage nach, inwieweit sich die gefundenen Ergebnisse über den Erhebungsort hinaus verallgemeinern lassen. Zu diesem Zweck vergleichen wir unsere Ergebnisse mit einer von uns durchgeführten Sekundäranalyse der Daten einer Studie von Michael Simon (1989) über die Entwicklung von Vornamen in drei westfälischen Orten. Im fünften und letzten Kapitel werden wir die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammenfassen und der Frage nachgehen, inwieweit die untersuchten kulturellen Makroentwicklungen sich auch auf der Mikro-Ebene individueller Entscheidungen widerspiegeln.

2. Daten, Methoden und Erläuterung des Forschungskontextes der Untersuchung

2.1 Datengrundlage und Methoden⁴

Die empirische Grundlage unserer Untersuchung bildet eine systematische Analyse des Geburtsregisters von 1894 bis 1994 des Standesamtes von Gerolstein, einer Kleinstadt in der Eifel, ca. 100 Kilometer von Köln entfernt.⁵ Die

⁴ Die Daten, die die Grundlage der folgenden Untersuchung bilden, wurden vom Standesamt Gerolstein erhoben. Dank gilt vor allem Herrn Clemens für die Unterstützung und zuverlässige Durchführung der Datenerhebung. Die Befragung von Wöchnerinnen in Leipziger Krankenhäusern wurde von Katrin Lieder durchgeführt. Die Erstellung des Datensatzes und die Kodierung der Vornamen nach Kulturkreisen oblag Jan Kaiser. Beiden gilt unser herzlicher Dank. Das Projekt wurde finanziert vom Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst.

⁵ Die Auswahl des Ortes erfolgte nach pragmatischen Gesichtspunkten. Der Zugang zu Geburtsregistern ist bei der augenblicklichen Datenschutzrechtsgrundlage außerordentlich schwierig. Die Tatsache, dass der Autor dieses Artikels in Gerolstein seine Jugend ver-

Bevölkerung in Gerolstein ist zu über 82 % katholisch, zu 10 % protestantisch und zu etwa 7 % keiner oder einer anderen Religionsgemeinschaft angehörig. Gerolstein und Umgebung bildeten bis zur Jahrhundertwende ein rückständiges Gebiet: Weit von städtischen Zentren entfernt, weder durch ausgebaute Straßen, Flüsse oder die Eisenbahn gut erschlossen und angebunden, karge Böden, ein für die Landwirtschaft ungünstiges Klima und eine geringe Ausstattung mit Bodenschätzen bildeten die Ursachenfaktoren für diesen Tatbestand (vgl. Doering-Manteuffel 1995). Diese Situation begann sich erst mit dem Bau der Bahnstrecke zwischen Köln und Trier im Jahr 1871 zu ändern. Die Reichsbahn selbst wurde zu einem wichtigen Arbeitgeber, ermöglichte zudem das Pendeln zu den städtischen Zentren an Rhein und Ruhr, motivierte die nachfolgende Ansiedlung von Metallindustrie (drahtherstellende Industrie) und die Gründung der Gerolsteiner Mineralbrunnen. Gerolstein entwickelte sich für die dünn besiedelte und strukturschwache Region zu einem Handels-, Verkehrs- und Schulmittlezentrum. Während die Bevölkerung in der Stadt in erster Linie im Dienstleistungsbereich und bei dem Großunternehmen »Gerolsteiner Mineralbrunnen« beschäftigt war und ist, waren die Bürger in den umliegenden Dörfern, die mit zur Verbandsgemeinde gehören, in der Landwirtschaft beschäftigt. Gerolstein verfügt über ein Krankenhaus, das für einen Umkreis von ca. 20 Kilometer zuständig ist, so dass seit der Medikalisation von Geburten in Krankenhäusern auch Niederkünfte von Müttern im Standesamt Gerolstein registriert werden, die nicht aus der Verbandsgemeinde, sondern aus dem Umkreis der Verbandsgemeinde stammen. Die Stadt selbst hat heute ca. 7.500, die Verbandsgemeinde ca. 15.000 Einwohner.

Wir haben aus dem Geburtsregister des Standesamtes Gerolstein für die Jahre 1894 bis 1950 in einem vierjährigen Abstand, für die Jahre 1950 bis 1994 in einem zweijährigen Abstand Informationen zu den jeweils ersten 100 Geburten eines jeden ausgewählten Jahres erhoben. Das Kategoriensystem der Datenerhebung bestand aus folgenden Variablen: Geburtsdatum, Vorname⁶, und damit auch das Geschlecht des Kindes; die verschiedenen Vornamen, die Religionszugehörigkeit und der Beruf von Vater und Mutter. Die Datenerhebung wurde durch Standesbeamte durchgeführt; andere Personen haben aus datenrechtlichen Gründen keinen Zugang zu den Daten. Die so vom Standesamt erhobenen Informationen wurden durch zusätzliche Variab-

bracht hatte, erleichterte und ermöglichte den Weg zu den Standesamtsdaten, nachdem zuvor Versuche, an die Daten anderer Standesämter zu gelangen, gescheitert waren.

⁶ Bis 1976 wurde bei mehreren Vornamen der Rufname unterstrichen; wir haben diesen als ersten Vornamen erhoben. Nach 1976 findet eine Kennung des Rufnamens nicht mehr statt. Man kann aber davon ausgehen, so die mitgeteilte Erfahrung der Standesbeamten, dass die Eltern den Rufnamen als ersten Namen in das Standesamtsregister eintragen lassen. Diejenigen Datenauswertungen, die sich allein auf den ersten Namen beziehen, lassen sich dann als Auswertungen des Rufnamens und damit des wichtigsten Vornamens interpretieren.

len ergänzt. Wir haben sowohl die Bedeutung der Vornamen der Kinder als auch die der Eltern nach Kulturkreisen klassifiziert. Die Zuordnung nach Kulturkreisen erfolgte mit Hilfe zweier Namenhandbücher (Drosdowski 1974; Gerr 1985). Die Namenhandbücher geben jeweils den Ursprungskulturkreis des Namens an. Manche Namen sind von einem zweiten oder dritten Kulturkreis adaptiert worden. Katharina z. B. ist griechischen Ursprungs (Umdeutung des griechischen Frauennamens Aikateriné), findet dann aber mit der heiligen Katharina von Alexandria Eingang in das Christentum. Martin ist lateinischen Ursprungs (Bezugnahme auf den Kriegsgott Mars), findet aber im Mittelalter erst mit dem heiligen Martin, Bischof von Tours, der nach der Legende seinen Mantel teilte, Eingang in die christlichen Namen. Wir haben bei den Namen, die mehreren Kulturkreisen angehören, zwar alle Kulturkreise erhoben, in unserer Datenauswertung aber den zeitlich letzten Kulturkreis ausgewählt, ausgehend von der Hypothese, dass dieser der relevantere Kulturkreis für die namensgebenden Eltern war. Wir gehen also davon aus, dass die Eltern, die z. B. ihr Kind Katharina oder Martin genannt haben, eher von der heiligen Katharina oder dem Sankt Martin wussten als den griechischen oder lateinischen Ursprung des Namens kannten. Zur Klassifikation der Berufe der Eltern haben wir ein Kategoriensystem benutzt, das sich zum einen an ein von Ralf Bohrhardt und Wolfgang Voges (1995) entwickeltes Klassifikationssystem anlehnt, zum anderen an ein Kategoriensystem, das von Peter Blossfeld (1985) entwickelt und in verschiedenen Untersuchungen des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung angewandt wurde.

Die Analyse des Geburtenregisters wird uns die Überprüfung von Entwicklungshypothesen über Namensgebungsprozesse ermöglichen; die Namen selbst stellen kulturelle Makroindikatoren dar. Über die Motivlagen der Eltern bei der Auswahl von Vornamen erhalten wir dadurch keinen Aufschluss. In Ergänzung zu der Erhebung der Vornamen haben wir zusätzlich eine kleine Befragung von Müttern in Entbindungsstationen von Krankenhäusern durchgeführt, um zumindest für die Gegenwart die Motivlagen der Vergabe von Vornamen bestimmen zu können und zu prüfen, ob sich kulturelle Wandlungen gleichsam hinter dem Rücken der Subjekte vollziehen, oder ob sie diesen bewusst sind. Auf eine Beschreibung der Umfrage und ihrer Ergebnisse kommen wir aber erst im letzten Kapitel zurück.

2.2 Forschungskontext

Wir beziehen uns mit unserer Untersuchung auf zwei verschiedene Forschungskontexte: die Onomastik einerseits (a), die Kulturelle Indikatoren Forschung andererseits (b).

- a) Forschungen zur Namensgebung sind als eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin ausdifferenziert, die als Onomastik bezeichnet wird. Die Onomastik als wissenschaftliche Disziplin ist eingebunden in die mo-

derne Sprachwissenschaft, wobei sich im wesentlichen drei Forschungsbereiche unterscheiden lassen (Debus 1995: 394 ff.)⁷:

- 1) Forschungen zu Namen, die zu der Klasse der Anthroponymika gehören (Rufnamen, Vornamen, Familiennamen, Berufsnamen);
- 2) Forschungen zu Namen, die zu den sogenannten Toponymika gehören (Siedlungsnamen, Städtenamen, Gewässernamen, Flurnamen) und
- 3) Forschungen zu Namen, die zu der Gruppe der Varia (Institutionen, Fahrzeuge, Geräte [Waffen, Musikinstrumenten etc.], Waren etc.) gehören.

Eine soziologisch orientierte Namenforschung (Sozioonomastik) hat sich erst spät und zögerlich entwickelt (Debus 1995: 345). Die Namenklasse, die in der Sozioonomastik bisher am besten untersucht worden ist, sind die Anthroponymika, und hier sowohl die Ruf- bzw. Vornamen als auch die Nach- oder Familiennamen. Es gibt im Bereich der Personennamensforschung eine Reihe von Abhandlungen bzw. Äußerungen in Abhandlungen, die sich mit den sozialen Aspekten der Vornamengebung auseinandersetzen und Fragestellungen aufgreifen, die auch unserer Untersuchung zugrunde liegen. An zwei Beispielen kann man dies verdeutlichen. Friedhelm Debus (1968) kommt in einer Abhandlung über soziologische Namengeographie zu der Einschätzung, dass die moderne Namengebung offenbar stärker von subjektiv-individuellen Motiven geleitet wird. Insgesamt kämen heute ausgesprochene Modenamen vor, wodurch die Rufnamengebung durch eine bisher unbekannte Vielfalt gekennzeichnet sei (Debus 1968: 316). In diesen Ausführungen klingt die These der Individualisierung der Namengebung an, ohne dass Debus explizit auf das theoretische Konzept der Individualisierung Bezug nimmt. Der Zusammenhang zwischen Namengebung und Schichtung ist ein weiterer Bereich, in dem in der Namenforschung Analysen vorgelegt wurden, die in die Nähe unserer Fragestellung kommen. So stellt Debus dar, dass sich die Ausbreitung der Namen von oben nach unten vollzogen habe, vom Adel über das städtische Patriziat und Bürgertum in die ländliche Umgebung. »Der soziale Mehrwert solcher Namen ist dafür offenbar entscheidend, sie gelten als vornehmer, besser; sie sind vorbildlich und werden deshalb nachgeahmt bzw. einfach übernommen« (Debus 1968: 317; vgl. auch Frank 1977; Naumann 1989).⁸ Die

⁷ Einen sehr guten und aktuellen Überblick zum Stand der Forschung geben Ernst Eichler et al. (1995).

⁸ Diese Prestigegebundenheit der Namensgebung und die mit ihr verbundene Schichtung scheint jedoch nicht zu allen Zeiten von Bedeutung gewesen zu sein. Darauf lassen die Ausführungen von Hans Berger zu den »Volkskundlich-soziologischen Aspekten der Namensgebung in Frutigen (Berner Oberland)« schließen. Berger zeigt, dass es zwar im 12. und 13. Jh. einen leichten Unterschied in der Vornamengebung zwischen Adel und Landsleuten gegeben hat (der Adel benutzt mehr deutsche, die Landsleute mehr christliche Na-

Erforschung des Zusammenhangs zwischen Schichtung bzw. Klasse einerseits und Namen andererseits spielte auch in der marxistischen Namenforschung eine wichtige Rolle (vgl. Walther 1973).

Trotz dieser inspirierenden Ergebnisse weist nach unserer Einschätzung die Namenforschung zwei Defizite auf. 1) Zwar finden sich in der Literatur der Onomastik zu vielen auch von uns gestellten Fragestellungen Hypothesen (z. B. zur Säkularisierung, Entverwandtschaftlichung und Individualisierung der Namengebung), diese werden jedoch zumeist ad hoc ohne eine explizit theoretische Anbindung eingeführt. Zumeist rekurriert die Namenforschung auf sich selbst ohne die Nutzung soziologischer Theorien. Dies wird zwar durchaus als ein Mangel gesehen, eine Einlösung der Forderung nach einer Veränderung ist aber bisher nicht erfolgt. 2) Die Gütekriterien, Verfahren und Techniken empirischer Sozialforschung finden in der Onomastik in nur geringem Maße Verwendung. Stichproben-, Reliabilitäts- und Validitätsprobleme werden nicht diskutiert, statistische Auswertungen fehlen, den Einsatz von Computern und entsprechenden Programmen zur Datenauswertung vermisst man. Das methodische Niveau der meisten Forschungen wirkt etwas »harmlos«.

Forschungen zur Namengebung finden sich aber nicht nur in der Onomastik, sondern auch innerhalb der Soziologie. Die wenigen Arbeiten, die sich finden lassen (Miller 1927; Rossi 1965; Taylor 1974; Lieberson 1984; Alford 1988; Lieberson und Bell 1992) bemühen sich, Schicht-, Geschlechts- und ethnische Unterschiede in der Namengebung zu rekonstruieren, eine Analyse von Vornamen unter der Perspektive des Kulturwandels aber fehlt bislang. Im Hinblick auf die Analyse von Diffusionsprozessen zwischen Schichten sind die Arbeiten von Rex Taylor (1974) und Stanley Lieberson und Eleanor O. Bell (1992) die interessantesten Arbeiten; wir haben uns in der empirischen Operationalisierung von Diffusionsprozessen an der Arbeit von Lieberson und Bell orientiert.⁹

b) Neben dem engeren Bereich der Namenforschung bilden Arbeiten aus dem Bereich der sogenannten Kulturelle Indikatoren Forschung einen zweiten und gewichtigeren Bezugspunkt unserer eigenen Überlegungen (Gerbner 1969; Melischek, Rosengren und Stappers 1986; Namenwirth und Weber

men), dass aber der Unterschied nicht sehr ausgeprägt war. Der Adel hatte es - so die Interpretation Bergers - im Gegensatz zu späteren Jahrhunderten nicht nötig, sein Anderssein durch spezielle Namensgebung zu unterstreichen, da dieses noch als selbstverständlich empfunden wurde (Berger 1967).

⁹ Eine verwandtschaftliche Namensweitergabe ist von Alice S. Rossi (1965) analysiert worden. Im weiteren sind hier auch die Untersuchungen von Dieter Buch (1974) und Dieter Buch und Klaus Kamp (1984) zu der Vergabe von Vornamen in einer Großstadt (Hamburg) zu nennen. Im Kontext dieser Untersuchungen sind einige der hier erwähnten Aspekte für einen Zeitraum von zehn Jahren (1973-1982) beschrieben worden. Dies betrifft insbesondere die Frage der Namenserneuerung, des Anteils fremdsprachiger Namen, der abnehmenden Konzentration der Vornamensvergabe sowie geschlechtsspezifischer Unterschiede.

1987; Rosengren 1975; 1986; 1989). Die Kulturelle Indikatorenforschung versucht, den in den Sozialwissenschaften recht unscharf verwendeten Begriff der Kultur zu präzisieren, um ihn für empirische Forschungen operationalisierbar zu machen. Unter Kultur werden die zentralen Ideen und Werte, die von den Bürgern einer Gesellschaft geteilt werden, verstanden. Kultur ist aber nicht direkt beobachtbar. Sie kann nur gemessen werden, wenn man Indikatoren entwickelt, die Operationalisierungen von Werten und Ideen darstellen.¹⁰ Die Kulturelle Indikatoren Forschung grenzt sich aus zwei Gründen gegenüber der Umfrageforschung ab: 1) Die Umfrageforschung als elaboriertestes und als »Königsweg der Sozialforschung« bezeichnetes Instrument scheidet zur Analyse von Langzeitentwicklungen aus, weil keine Informationen über einen langen Zeitraum verfügbar sind und die Daten nicht ex post noch erhoben werden können. Eine Dokumentenanalyse ist das einzige Instrumentarium, das langfristige Prozesse des Kulturwandels ex post beobachtbar macht. 2) Kultur und Kulturwandel können nur als wirkungsmächtig für die Handlungen von Menschen angesehen werden, wenn sie sich in den Handlungen der Menschen manifestieren. Gesellschaft konstituiert sich über Kommunikationen, nicht über Einstellungen und Meinungen des Bewusstseins (Luhmann 1984). Die Vergabe und dann die dauerhafte Benutzung von Vornamen sind Kommunikationen, die zudem auf die »repräsentative Kultur« (Tenbruck 1990) einer Gesellschaft verweisen. Namen haben einen öffentlichen Charakter. Aufgrund des öffentlichen Charakters von Namen kann man davon ausgehen, dass in den Namen ein allgemein verbindlicher Sinngehalt zum Ausdruck kommt, sie sich insofern zur empirischen Messung der repräsentativen Kultur einer Gesellschaft eignen.

3. Prozesse kultureller Modernisierung und deren Ursachen: Hypothesen und Ergebnisse

Wir werden im Folgenden fünf verschiedene Hypothesen über den Verlauf und die Ursachen kultureller Modernisierung formulieren. Diese Hypothesen werden einer empirischen Überprüfung unterzogen, wobei wir die jeweiligen

¹⁰ Vor allem eine Forschungsgruppe um Karl Erik Rosengren hat sich in dem schwedischen Forschungsprogramm »CISSS« darum bemüht, die Kultur Schwedens historisch und für die Gegenwart zu untersuchen. Eva Block (1984) z.B. analysiert die Bedeutung und den Wandel der Bedeutung der Werte Freiheit und Gleichheit in der schwedischen Kultur durch eine Analyse von Leitartikeln in fünf führenden schwedischen Tageszeitungen. Studien von Karl-Wilhelm Grümer und Robert Helmrich (1994) und von Jürgen Gerhards und Astrid Melzer (1996) haben versucht, Säkularisierungsprozesse durch eine Analyse von Todesanzeigen zu rekonstruieren.

Operationalisierungen erläutern und die Ergebnisse vorstellen und interpretieren.

3. 1. Entverwandtschaftlichung

Die These vom Bedeutungs- und Funktionsverlust von Familie und Verwandtschaft im Modernisierungsprozess ist fast so alt wie die Soziologie selbst. Friedhelm Neidhardt (1975: 67) zitiert als ersten Kronzeugen für diese These Herbert Spencer und dann William F. Ogburn. So populär die Annahme eines Funktionsverlustes der Familie ist, so umstritten ist ihre empirische Evidenz. Michael Mitterauer (1989) hat in einem Überblick über historische Forschungsergebnisse gezeigt, dass man unter jeweils unterschiedlichen Kontextbedingungen auch unterschiedliche Entwicklungstrends der Familie findet. Generalisierbare, linear verlaufende Trends der Familienentwicklung sind entsprechend bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum auszumachen.

Für die Entwicklungen innerhalb des 20. Jahrhunderts zeigen einige Studien, dass entgegen der Erwartung die Familie nicht an Bedeutung verloren, sondern gewonnen hat. Bertram (1995) verweist auf Studien, die zeigen, dass die Eltern die Kinder heute länger unterstützen als dies früher der Fall war. Michael Wagner (1989) hat gezeigt, dass die Fernwanderungen nicht zu-, sondern abgenommen haben und dass ein hoher und wachsender Anteil der Kinder am Geburtsort und in der Nähe der Eltern bleibt. Wir haben bei der Durchsicht der Literatur zur Familien- und Verwandtschaftsentwicklung den Eindruck gewonnen, dass sich die ambivalenten und zum Teil widersprechenden Befunde häufig auf unterschiedliche Fragestellungen beziehen (vgl. Hui-nink, Mayer und Wagner 1989). Man muss im Einzelfall genau spezifizieren, a) welche Beziehungen (Eltern/Kind; Großeltern/Enkelkinder; Kernfamilie/weitere Verwandtschaft) und b) welche Inhalte dieser Beziehungen (Auswahl der Ehepartner; Unterstützung bei Krankheit; Menge der Kontakte u. a.) sich in welche Richtung verändert haben.

In der Namenvergabe kommen Eltern-Kind-Beziehungen zum Ausdruck. Wir gehen davon aus, dass mit der Weitergabe des Namens durch die Eltern diese die Kinder an sich und an die Tradition der Familie binden wollen. Wir vermuten, dass im Zeitverlauf die Weitergabe von familiärer Traditionsbindung an die Herkunftsfamilie nachlässt und bezeichnen dies als *Rückgang verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe*. Mit einem Rückgang einer verwandtschaftlichen Traditionsweitergabe ist nicht gesagt, dass die Beziehungen in anderen Dimensionen auch unwichtiger geworden sind.¹¹ Mit einem Rück-

¹¹ Dass eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Dimensionen von Beziehungen durchaus von empirischer Bedeutung ist, konnte z. B. Martin Diwald (1991) zeigen. Die Familie

gang verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe ist im weiteren auch nicht gemeint, dass die Häufigkeit und die Intensität der Kontakte zwischen Eltern und Kindern nachgelassen haben. Nach den Ergebnissen von Wagner (1989) und Bertram (1995) ist dies nicht der Fall. Wir gehen aber davon aus, dass die Pflege der eigenen Familientradition im Zeitverlauf immer unwichtiger geworden ist.

Die Messung einer Weitergabe verwandtschaftlicher Tradition operationalisieren wir durch die Weitergabe eines der Vornamen der Eltern an das Kind. Wenn also der Sohn einen der Vornamen des Vaters, die Tochter einen der Vornamen der Mutter übernommen hat, dann interpretieren wir dies als Ausdruck der Weitergabe familiärer Bindungen und Traditionen. Wird hingegen kein Vorname von den Eltern an die Kinder weitergereicht, so werten wir dies als Zeichen für einen Rückgang verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe.

Nun weiß man aus der Namenforschung, dass die Aufrechterhaltung von familiären Bindungen in der Namenweitergabe nicht ausschließlich durch die Fortführung des Namens der Eltern erfolgt. Eine wichtigere Möglichkeit der Tradierung familiärer Bindungen besteht in der Weitergabe des Namens der Großeltern und der meist zur Familie gehörenden Paten (Rossi 1965; Simon 1989). Unsere Daten des Standesamtes enthalten leider nicht die Namen der Großeltern und der Paten, so dass wir eine Entverwandtschaftlichung nur allein im Hinblick auf die Namen der Eltern prüfen können. Bei unserer Messung der Entverwandtschaftlichungstheorie handelt es sich also um eine konservative Messung.¹² Die Tatsache, dass wir nur eine Teilmenge der Möglichkeiten der Verwandtschaftsbezugnahme erheben konnten, beeinflusst zwar das Niveau der Menge der Namen, die verwandtschaftliche Bezugnahmen aufweisen, nicht aber den Zeitverlauf. Und dieser Zeitverlauf ist es, an dem wir primär interessiert sind.¹³

nimmt in unterschiedlichen Dimensionen von Unterstützungsleistungen eine für den Einzelnen unterschiedliche Bedeutung ein.

¹² Dieser konservative Charakter wird noch durch folgenden Umstand verstärkt. Eine Namensweitergabe auf den Sohn oder die Tochter erfolgt nur im Hinblick auf eines der Kinder einer Familie, weil sonst die Kinder nicht mehr voneinander unterscheidbar wären. Die Menge der Geburten pro Familie hat aber im Zeitverlauf nachgelassen, so dass sich die Wahrscheinlichkeit der Namenweitergabe erhöht hat.

¹³ Bei dieser Annahme gehen wir davon aus, dass das Verhältnis der Namensweitergabe von den Großeltern zu den Eltern über die Zeit hinweg konstant geblieben ist.

Schaubild B 1: Entverwandtschaftlichung: Fortsetzungshäufigkeit
der Namen von Vater und Mutter (in Prozent)

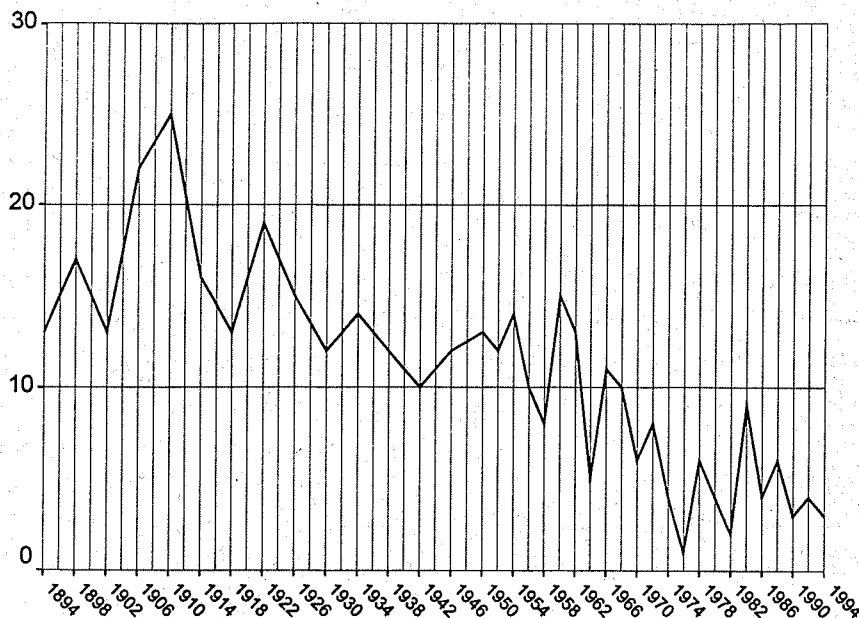


Schaubild B 1 zeigt die Entwicklung der Weitergabe von Vornamen von den Eltern an die Kinder für die vergangenen einhundert Jahre. Das Niveau der Weitergabe der Vornamen ist insgesamt aus den erläuterten Gründen recht niedrig (Durchschnittswert: 11,7 %). Betrachtet man den Verlauf, dann bestätigen die Ergebnisse die formulierte Hypothese des Nachlassens der Bedeutung verwandtschaftlicher Traditionen. Im Zeitverlauf findet also ein Bedeutungsverlust der Familie in dem von uns oben beschriebenen Aspekt der Traditionsweitergabe statt.

Wie kann man diesen Bedeutungsverlust der Familie in Bezug auf die verwandtschaftliche Traditionsweitergabe erklären? Für den Rückgang verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe machen wir in erster Linie eine Lockerung der ökonomischen Abhängigkeit der Eltern von den Kindern verantwortlich. Zwei Faktoren sind hier wichtig: Zum einen hat mit dem Rückgang des Anteils der im primären Sektor Beschäftigten eine Veränderung der Sozialstruktur stattgefunden. Dieser Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten hat dazu geführt, dass die Familie als ökonomische Einheit an Bedeutung verloren hat. Das ökonomische Auskommen des Einzelnen ist nicht mehr unmittelbar mit der Familie verbunden, sondern wird außerhalb der Familie erwirtschaftet. Das Familieneinkommen wird im Zeitverlauf zunehmend durch individuelles Einkommen ersetzt. Dies hat auch zur Folge, dass die familiäre Erbfolge und damit die Traditionsvermittlung zwischen Eltern und Kindern unbedeutender wird (vgl. Mitterauer 1989: 185).

Zur Berechnung des Anteils der in der Landwirtschaft Beschäftigten haben wir auf Erhebungen von Rüdiger Hohls und Hartmut Kaelble zurückge-

griffen (Hohls und Kaelble 1989). Sie haben für verschiedene Zeitpunkte der letzten hundert Jahre für unterschiedliche Regionen Deutschlands die Berufsstruktur rekonstruiert. Aus dieser Berufsstruktur haben wir den Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten berechnet. Betrachtet man diesen Anteil der landwirtschaftlich Beschäftigten, so ist dieser Anteil 1895 von 36,4 % auf 1970 7,5 % zurückgegangen.¹⁴ Berechnet man die Korrelation zwischen dem Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten und der über die Namensvergabe gemessenen Entverwandtschaftlichkeit, so beträgt Pearsons Correlation 0.71.¹⁵ Die empirischen Ergebnisse weisen also auf einen starken Zusammenhang zwischen der Anzahl der im primären Sektor Beschäftigten und dem Grad der vollzogenen Entverwandtschaftlichkeit hin.

Die ökonomische Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern wird zum zweiten durch die Entwicklung von Sozialversicherungen reduziert. Deren Einführung und Ausdehnung führt zu einer Entlastung der Familien von der Alters- und Krankenversorgung und der Unterstützung bei Arbeitslosigkeit (Mayer und Müller 1987). Dies wiederum führt zu einem Bedeutungsverlust der Bindung an die Familie, was sich u. a. in der Weitergabe der elterlichen Vornamen an die Kinder manifestiert. Drei Arten sozialer Sicherung können unterschieden werden: die Rentenversicherung, die Arbeitslosenversicherung und die Krankenversicherung. Wir haben den Anteil der Sozialversicherten an der Gesamtbevölkerung in den drei Versicherungen für die Zeit von 1894 bis 1970 für Deutschland insgesamt rekonstruiert (Flora und Alber 1982). Eine Rekonstruktion dieser Informationen für die Gemeinde Gerolstein war nicht möglich. Für alle Versicherungen gibt es eine kontinuierliche Zunahme des Anteils derjenigen, die sozialversichert waren.¹⁶

¹⁴ Es ergeben sich folgende Zahlen für den Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten am Gesamtanteil der Berufstätigen :1895: 36,4 %, 1907: 32,4 %, 1925: 28,2 %, 1950: 22,1 %, 1961: 13,5 %; 1970: 7,5 % .

¹⁵ Diese Korrelationen beruhen auf der Methode der linearen Interpolation der Werte der in der Landwirtschaft Beschäftigten für den Untersuchungszeitraum. Verwendet man statt der linear interpolierten Werte die Originalwerte der sechs gemessenen Zeitpunkte, so ergibt sich eine Korrelation von .81.

¹⁶ Für ausgewählte Jahrgänge ergibt sich folgende Verteilung des Anteils der Sozialversicherten (%):

	1900	1910	1920	1930	1940	1950	1960	1970
Rentenversicherung	21	22	27	31	33	30	37	34
Arbeitslosenversicherung				22	22	20	28	32
Krankenversicherung	18	22	28	29	29	36	42	43

Korreliert man nun diesen Anteil der Mitglieder in den einzelnen Sozialversicherungen mit dem Entverwandtschaftlichungsindex, so ergibt sich für die Rentenversicherung eine Korrelation von -0.7, für die Arbeitslosenversicherung eine Korrelation von -0.51 und für die Krankenversicherung eine Korrelation von -0.62. Die Korrelationen weisen also den von uns erwarteten Zusammenhang zwischen dem Grad der ökonomischen Absicherung über die einzelnen Sozialversicherungen und dem Grad der Entverwandtschaftlichung auf.

Wir müssen an dieser Stelle auf ein methodisches Problem eingehen. Dem aufmerksamen Leser wird aufgefallen sein, dass es sich bei den berechneten Korrelationen zwischen dem Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten und dem Anteil der Versicherten einerseits und dem Anteil der tradierten Vornamen andererseits um ökologische Korrelationen handelt. Dies bedeutet, dass die hier untersuchten Zusammenhänge zwar auf der kollektiven Ebene bestehen, nicht jedoch auf der Individualebene bestehen müssen. Auf dieses Problem des ökologischen Fehlschlusses hat zuerst Robinson (1950) hingewiesen. Leider stehen uns keine Daten zur Verfügung, die eine Überprüfung auf der Individualebene zuließen. Uns bleibt allein die Möglichkeit, auf theoretischer Ebene zu argumentieren, warum unserer Ansicht nach die aufgezeigten statistischen Zusammenhänge auf der Kollektivebene auch auf Individual-ebene gegeben sind.

Regelmäßigkeiten auf der kollektiven Ebene, wie wir sie hier festgestellt haben, können über die Kombination von drei Zusammenhängen erklärt werden (Coleman 1990; Esser 1996): Erstens, durch den Einfluss des Kontextes auf die Handlungen des Individuums (unabhängige Variable: Gesellschaft, abhängige Variable: Individuum), zweitens, durch Zusammenhänge auf der Individualebene (unabhängige und abhängige Variable: individuelle Handlungen) und drittens, durch eine Aggregationsregel (unabhängige Variable: Individuum, abhängige Variable: Gesellschaft). Statistische Zusammenhänge, die zwischen Merkmalen auf der Kollektivebene festgestellt wurden und als Beleg von Zusammenhängen auf der Individualebene dienen, müssen sich in diese drei Erklärungselemente aufteilen lassen. Konkret: der Zusammenhang zwischen sozialökonomischer Absicherung und Entverwandtschaftlichung muss sich in solche Aussagesätze aufschlüsseln lassen, die von der gesellschaftlichen Ebene auf die Individualebene gehen und von dieser wiederum auf die gesellschaftliche Ebene zurückführen. Für den Zusammenhang zwischen ökonomischer Absicherung und Entverwandtschaftlichung lässt sich entsprechend diesen Anforderungen folgendes Aussagesystem konstruieren:

1. Die Einführung einer ökonomischen staatlichen Absicherung führt zu einer gesicherten ökonomischen Existenz der Sozialversicherten und macht sie unabhängig von der Versorgung durch die Familie (Zusammenhang Gesellschaft-Individuum).

2. Für die Individuen, die über die Sozialversicherung ökonomisch abgesichert sind, ist die familiäre Traditionsvermittlung, die sich u. a. in der Weitergabe der elterlichen Vornamen manifestiert, weniger wichtiger, als für die Individuen, die nicht abgesichert sind (Zusammenhang Individuum-Individuum).
3. Individuen, die ihre Namen nicht an die Kinder weitergeben, bewirken eine Entverwandtschaftlichung in der Vornamensgebung der Gesellschaft (Zusammenhang Individuum-Gesellschaft).

Diese drei Annahmen unterliegen als theoretisches Gerüst unserem statistisch festgestellten Zusammenhang und bilden zusammen eine Erklärung des kollektiven Tatbestandes der Entverwandtschaftlichung in der Namensgebung. Zwar ist dies kein empirischer Beleg eines Zusammenhangs auf der Individualebene, zeigt jedoch, dass sich theoretisch eine plausible Argumentation zur Unterstützung dieser Annahme formulieren lässt. Wir werden in den folgenden Kapiteln dieses Erklärungsmuster nicht mehr für die verschiedenen Trends kultureller Modernisierung im einzelnen explizieren, unterstellen aber auch für die anderen gegebenen Erklärungen, dass sie entsprechend dem hier erläuterten Erklärungsmuster entwickelt werden können.¹⁷

3.2. Säkularisierung

Kulturelle Säkularisierung bezeichnet einen Wandel der zentralen Deutungsmuster und Wertesysteme in Europa seit der Aufklärung (zum Folgenden vgl. Gerhards und Melzer 1996). Von Karl Marx über Wilhelm Dilthey, Ernst Troeltsch und Max Weber bis hin zu Talcott Parsons, Peter L. Berger und Friedrich H. Tenbruck wird kulturelle Säkularisierung als eines der zentralen Elemente der Kultur der Moderne angesehen. Die Popularität des Konzepts kultureller Säkularisierung scheint einherzugehen mit einer Unschärfe der Definition dessen, was unter kultureller Säkularisierung zu verstehen ist (Luckmann 1980). Entscheidend für eine Fixierung des Begriffs einer kulturellen

¹⁷ Entsprechend lauten die Behauptungen für den Rückgang des Anteils der in der Landwirtschaft Beschäftigten:

1. Der Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten führt zu einer ökonomischen Existenz der außerhalb der Landwirtschaft Beschäftigten unabhängig von der Versorgung durch die Familie.
2. Für Individuen, die nicht in der Landwirtschaft ökonomisch abgesichert sind, ist die familiäre Traditionsvermittlung, u.a. auch anhand der Weitergabe der elterlichen Vornamen, von abnehmender Bedeutung.
3. Dies führt zu einer Entverwandtschaftlichung in der Vornamensgebung in der Gesellschaft (im Aggregat).

Säkularisierung ist dabei, wie man Religion als Objektbereich definiert, auf den sich der Prozessbegriff Säkularisierung bezieht. Wir verstehen unter Religion eine spezifische Lösungsform des Kontingenzproblems, nämlich die Interpretation der Immanenz durch Bezugnahme auf die Transzendenz. Von Religion sprechen wir dann, wenn die Welt- und Lebensdeutungen des Menschen auf die Existenz einer höheren Wirklichkeit, auf die Existenz einer Transzendenz bezogen sind (vgl. Eliade 1957). Definiert man Religion durch das Merkmal des Glaubens an die Transzendenz, dann bezieht sich der Kern eines angenommenen Säkularisierungsprozesses auf die Annahme der Auflösung eines transzendenten Deutungsmusters. Beziehen sich die Menschen im Zeitverlauf immer weniger auf Jenseitsvorstellungen zur Deutung ihrer diesseitigen Existenz, dann kann man von kultureller Säkularisierung sprechen.

Der Jenseitsbezug in der Vergabe von Vornamen erfolgt durch die Bezugnahme auf die Namen christlicher Heiliger. Die Kerngruppe der im Christentum als heilig angesehenen und verehrten Personen bildete sich aus den Märtyrern — Personen also, die ihr Leben für das Bekenntnis zu Christus eingesetzt hatten (zum Folgenden vgl. Bieritz 1991). Die jeweilige Heiligenverehrung fand am Tag des Todes des Märtyrers statt. Man versammelte sich am Grab des Heiligen, der Passionsweg des Geehrten wurde verlesen und das »Passa Christi«, sein Hinübergang durch den Tod in das Leben, wurde gefeiert. Der Todestag des Märtyrers wurde nicht als Todestag, sondern als der Geburtstag zu einem neuen Leben gefeiert. Der Sinn der Heiligen war ein doppelter. Sie dienten zum einen als Vorbilder für den richtigen Einsatz für den Glauben und sollten zur Nachahmung (*imitatio*) anleiten. Sie konnten zum zweiten als Mittelsleute zu Gott angerufen werden (*invocatio*), um eine Fürsprache bei Gott zu erbitten. Seit dem Mittelalter tritt die erste Bedeutung immer weiter in den Hintergrund, die Funktion der Anrufung und der Vermittlung zu Gott wird zur dominanten Funktion.

Die Vergabe von Vornamen mit Bezug auf die Heiligen hatte ebenfalls eine doppelte Funktion. Zum einen sollten die Heiligen Vorbild für das eigene Leben sein. Zum anderen — und bedeutsamer — dienten sie als transzendente Schutzpatrone und Vermittler zu Gott. Die Verbindungslinie zwischen dem den Namen des Heiligen tragenden Kindes und dem Heiligen wurde durch die Taufe hergestellt. Diese Verbindung wurde alljährlich erneuert, indem der Namenstag des Kindes, der identisch war mit dem Todestag des Heiligen, gefeiert wurde.

Wir sprechen im Hinblick auf die Analyse der Entwicklung von Vornamen dann von einem Säkularisierungsprozess, wenn der Anteil der Namen christlichen Ursprungs zurückgeht.

Schaubild B 2: Anteil der Namen aus christlichem und deutschem Kulturkreis (in Prozent)

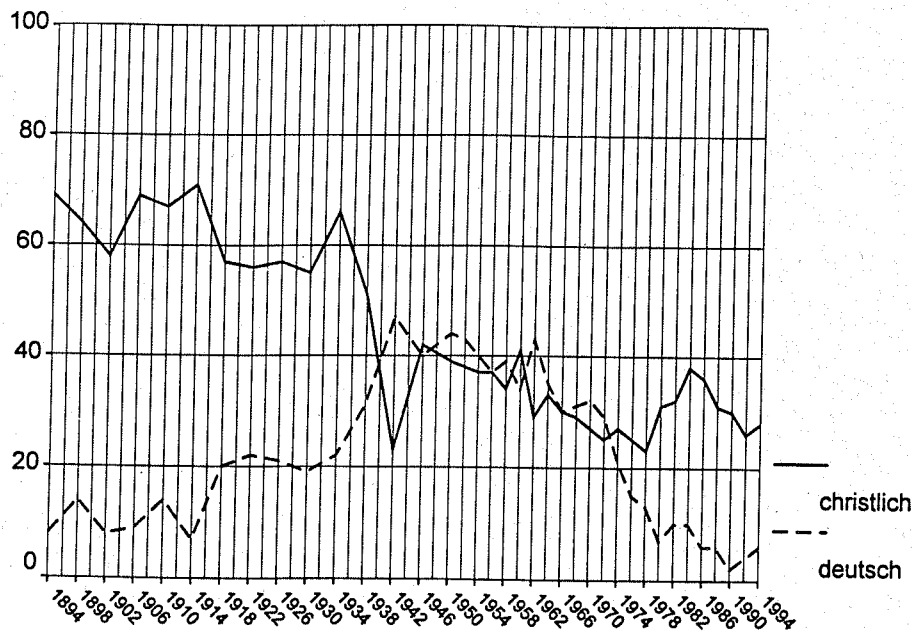


Schaubild B 2 weist die Entwicklung des Anteils christlicher Vornamen an der Gesamtmenge der Vornamen aus. Betrachtet man allein die Endpunkte der Entwicklung, dann sieht man, dass der Anteil der christlichen Vornamen in der Zeit von 1894 bis 1994 von 69 % auf 28 % abfällt. Dies ist ein dramatischer Wandel, der zudem in der Richtung unserer Erwartung liegt. Die Bezugnahme auf die christlichen Namen und damit auf die heiligen Schutzpatrone der Transzendenz wird zunehmend schwächer. Die Ergebnisse unterstützen die vielfach formulierte Säkularisierungsthese. Der Verlauf zwischen dem Anfangs- und Endpunkt der Entwicklung ist aber nicht geradlinig. In der Zeit zwischen 1934 und 1942 findet gleichsam ein Säkularisierungsschub statt. Wie kann man diesen »Sprung« erklären?

Betrachtet man die Entwicklung der deutschen Vornamen (siehe Schaubild B 2), dann sieht man, dass im gleichen Zeitraum, in dem der Anteil der christlichen Vornamen zurückgegangen ist, der Anteil der deutschen Vornamen stieg. Das Wachstum des Anteils der deutschen Vornamen interpretieren wir als den Einfluss des politischen Regimes des Nationalsozialismus auf den allgemeinen Kulturwandel einer Säkularisierung (vgl. Gerhards und Melzer 1996). Die religiöse Ausrichtung eines politischen Regimes definiert die Kosten und die Anreize eines religiösen Bekenntnisses der Bürger. Sie beeinflusst damit Säkularisierungsprozesse. Politische Regime, die die Religionsfreiheit einschränken und selbst alternative ideologische Deutungsangebote zur Religion anbieten, werden Säkularisierungsprozesse eher beschleunigen (vgl. Berger 1973: 106). Liberale Regime hingegen werden einen neutralen Effekt haben, Regime mit einer religiösen Affinität werden auf Säkularisierungspro-

zesse eher hemmend wirken. Der Nationalsozialismus war nun zum einen ein antiklerikales Regime. Zum anderen offerierte er mit seiner deutschnationalen Ideologie ein alternatives Ideensystem der Weltinterpretation. Der nationalsozialistische Erfolg der Konstruktion einer deutschen Tradition und Geschichte war offensichtlich bis in den privatesten Bereich der Familie durchschlagend — so zumindest interpretieren wir das rapide Anwachsen deutscher Namen ab 1934.¹⁸ Diese Deutung eines Zusammenhangs zwischen der Ideologie eines politischen Regimes und der Namengebung wird weiterhin dadurch unterstützt, dass die Erhöhung des Anteils deutscher Namen sich fast ausschließlich auf die männlichen Nachkommen bezieht. Die Namen der Mädchen wurden im Unterschied nur wenig »eingedeutscht«. Dieses Ergebnis deckt sich mit der Männlichkeitsideologie des Nationalsozialismus.

Der Befund, dass Säkularisierungsprozesse durch das jeweilige politische Regime beschleunigt werden können, unterstützt Ergebnisse aus der politischen Soziologie, die unter dem Schlagwort »Bringing the State back in« (vgl. Skocpol 1979; Evans, Rueschemeyer und Skocpol 1985) Skepsis gegenüber generalisierten gesellschaftlichen Trends formuliert haben. Sie betonen statt dessen den spezifischen Einfluss von Staaten auf Gesellschafts- und Kulturentwicklungen.

Die diskutierte ideologische Orientierung eines politischen Regimes bildet eine Erklärung für den Säkularisierungsschub während der Zeit des Nationalsozialismus. Sie erklärt aber nicht die konstant abnehmende Bedeutung christlicher Namengebung in den vergangenen einhundert Jahren. Wir vermuten, dass die kontinuierliche Abnahme christlicher Namen durch eine nachlassende Bindung der Bürger an die Kirche und vor allem durch eine nachlassende Teilnahme an kirchlich-religiösen Praktiken verursacht wird. Je weniger die Bürger an religiösen Ritualen ihrer Kirche partizipieren, desto geringer ist der Einfluss und die Kontrolle der Handlungen ihrer Mitglieder.

Die Möglichkeiten der empirischen Überprüfung dieser Hypothese sind auf Grund einer schlechten Datenlage sehr begrenzt. Wir konnten aus den Dokumenten der Kirche der Gemeinde Gerolstein allein die Teilnehmerzahlen an den Gottesdiensten des Osterfestes rekonstruieren. Das Osterfest mit der Feier der Auferstehung Christi ist das zentralste Fest des Jahres in der katholischen Kirche. Während die Teilnahme bis in die fünfziger Jahre relativ konstant geblieben ist, ist ab den fünfziger Jahren eine Abnahme zu verzeichnen. Korreliert man diese Entwicklung mit der Entwicklung der christlichen Namen-

¹⁸ Dass sich der Anteil deutscher Namen nach 1945 erst langsam und dann ab den 60er Jahren beschleunigt verringert, weist eine interessante Parallele mit Ergebnissen der Analyse der Entwicklung der politischen Kultur der Bundesrepublik auf. Diese Analyse konnte den langsam nachlassenden Einfluss der Prägekraft des Nationalsozialismus auf die politischen Einstellungen der Bürger aufzeigen (vgl. Conradt 1980).

vergabe, so ergibt sich ein Wert von .23. Entgegen unserer Annahme zeigt sich also ein nur schwacher Zusammenhang mit der von uns gemessenen Säkularisierung. Wir vermuten, dass der Indikator "Teilnahme am Gottesdienst des Osterfestes" kein sehr valider Indikator für die Messung der Bindung der Bürger an die Kirche ist. Wir gehen davon aus, dass es sich hier in hohem Maße um eine Form des Ritualismus in Sinne Robert K. Mertons handelt.¹⁹ Wir sind allerdings nicht in der Lage, diese Vermutung zu überprüfen bzw. einen besseren Indikator anzubieten.

Bevor wir uns dem nächsten Entwicklungstrend zuwenden, wollen wir kurz auf einen Widerspruch der eigenen Forschungsergebnisse eingehen. Unsere Ergebnisse widersprechen einer anderen von uns durchgeführten Untersuchung. In einer Analyse von Todesanzeigen der letzten einhundert Jahre konnten keine Säkularisierungstrends festgestellt werden (vgl. Gerhards und Melzer 1996). Namengebungen erfolgen beim Eintritt in das Leben, Todesanzeigen begleiten den Austritt aus dem Leben. Beide Passagen sind insofern fundamental unterschiedlich, als der Lebenseintritt einen Eintritt in die Gewissheit des Lebens darstellt, der Tod hingegen mit der Ungewissheit am Ende irdischer menschlicher Existenz verbunden ist. Die Deutung des Lebens ist im Prozess kultureller Modernisierung zunehmend von dem Konkurrenzunternehmen zur Religion, der Wissenschaft, übernommen worden, welche aber zugleich die Interpretation des Todes aus ihrem Zuständigkeitsbereich ausgeblendet hat. Fragen nach dem Sinn menschlichen Lebens im Angesicht des Todes sind aber für jeden Menschen virulente Fragen geblieben, weil jede menschliche Existenz mit ihrer eigenen Endlichkeit konfrontiert ist. Wir vermuten, dass der Mangel an wissenschaftlichen Deutungsangeboten im Hinblick auf die Deutung des Todes — aber gerade nicht im Hinblick auf den Lebenseintritt und das Leben selbst — es der Religion ermöglicht, sich einen Bereich der Zuständigkeit zu sichern, und dies ist der Bereich der Deutung der Endlichkeit menschlicher Existenz.

3.3 Entschichtung der Namengebung

Ulrich Beck (Beck 1983, 1995; Beck und Beck-Gernsheim 1995) unterscheidet zwei verschiedene Phasen der Modernisierung auf dem Weg zu einer individualisierten Gesellschaft. In einem ersten Schritt löst sich, so die These, die ständische, mit einer religiös-transzendenten Ideologie verbundene Gesellschaft auf, und es entsteht eine moderne Industriegesellschaft. Die von uns

¹⁹ Ritualism definiert Merton (1968: 238) folgendermaßen: "Ritualism refers to a pattern of response in which culturally defined aspirations are abandoned while one continues to abide almost compulsively by institutional norms".

beschriebenen Prozesse der Säkularisierung und des Bedeutungsverlustes verwandtschaftlicher Traditionen kann man als Folgen dieser ersten Phase der Transformation interpretieren. Die Auflösung der traditionellen Ligaturen wird kompensiert durch die Entstehung neuer, und zwar klassenspezifischer Ligaturen. Jeder einzelne ist nicht nur Teil einer durch die Verfügung über Ressourcen bestimmten Klasse bzw. Schicht, sondern gehört zugleich zu einem mit dieser Klasse verbundenem Milieu. Die klassenspezifischen Milieus wiederum strukturieren in hohem Maße die Lebensführung ihrer Mitglieder; milieuspezifische Prägungen reichen über die Definition von Mitgliedschaften in Vereinen, dem Wahlverhalten, dem Freizeitverhalten bis hin zur Definition von Familienrollen. Die zweite Phase der Modernisierung ist nach Beck dadurch gekennzeichnet, dass die klassenspezifischen Milieus an Deutungsmacht verlieren und sich auflösen, so dass eine Gesellschaft jenseits von Klasse und Schicht entsteht.

Die hier nur stichwortartig rekonstruierte These der Auflösung von Klassen und Schichten ist sicherlich ebenso umstritten wie die These des Bedeutungsverlustes der Familie. Aber auch hier gilt, dass es sich lohnt, genau zu spezifizieren, auf welche Dimensionen und Gegenstandsbereiche sich die postulierten Auflösungen beziehen und auf welche nicht. Tut man dies, dann zeichnet sich folgendes Bild des Forschungsstandes ab.

Die »Hardware« einer Klassenstruktur bestimmt sich durch die ungleiche Verfügung von Menschen über die Ressourcen Einkommen, Bildung, Macht und Status. Eine Auflösung der Klassenstruktur würde bedeuten, dass die Ungleichheit im Hinblick auf die Verfügung über diese Ressourcen im Zeitverlauf nachgelassen hat. Karl Ulrich Mayer (1989: 303) bilanziert verschiedene empirische Studien und kommt zu dem Ergebnis, dass die Intergenerationsmobilität sich im Zeitverlauf nicht erhöht hat; dies bedeutet, dass die Geschlossenheit der Schichtung oder die Haftung der neuen Generation an die Schicht der Eltern nicht nachgelassen, ein Zerfall sozialer Schichtung im Sinne einer Weitergabe der Herkunftsschicht an die neue Generation nicht stattgefunden hat. Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis kommt Rainer Geißler (1996). Geißler überprüft die These von der Auflösung von Klasse und Schicht, in dem er den Anteil der einzelnen Schichten an den verschiedenen Schulen und den Universitäten bestimmt. Er zeigt, dass zwar für alle Schichten der Anteil an höheren Ausbildungsinstitutionen gestiegen ist, dass aber trotz des Fahrstuhleffekts der *relative* Unterschied zwischen den Klassen geblieben, ja sich zum Teil noch vergrößert hat. Dieser Befund der Stabilität der Schichtungsstruktur gilt — so Geißler — nicht nur für die Bildung, sondern auch für das Einkommen der Bürger. Daraus zieht Geißler die Schlussfolgerung, dass sich die Schichtungsstruktur der Bundesrepublik nicht wesentlich geändert hat, von einer Entschichtung (der "hardware") also nicht die Rede sein kann.

Von der Verfügungsgewalt über Ressourcen kann man die »Software« der Lebensstile einer Schicht unterscheiden. Betrachtet man Schichtung (be-

stimmt durch die ungleiche Verfügung über Ressourcen) als unabhängige und Lebensstile und Habitus als abhängige Variable, dann kann man vermuten, dass der Zusammenhang zwischen Schichten einerseits und einem spezifischen Lebensstil andererseits im Zeitverlauf schwächer geworden ist. Die These einer Entstrukturierung des Schicht- und Klassengefüges würde dann bedeuten, dass bei relativer Konstanz der ungleichen Verfügung über Ressourcen der Zusammenhang zwischen ressourcenbedingter Schichtung einerseits und bestimmten Lebensstilen andererseits schwächer geworden ist (Geißler 1996: 333 f.). Wenn aber Schichten und Klassen sich in ihrem öffentlich zur Schau getragenen Lebensstil weniger unterscheiden, dann entsteht der Eindruck, als ob sich auch die »Hardware« der Schicht- und Klassenbildung entstrukturiert hätte; faktisch ist diese aber nur von der manifesten Sichtbarkeit in die Position der Latenz gerückt.

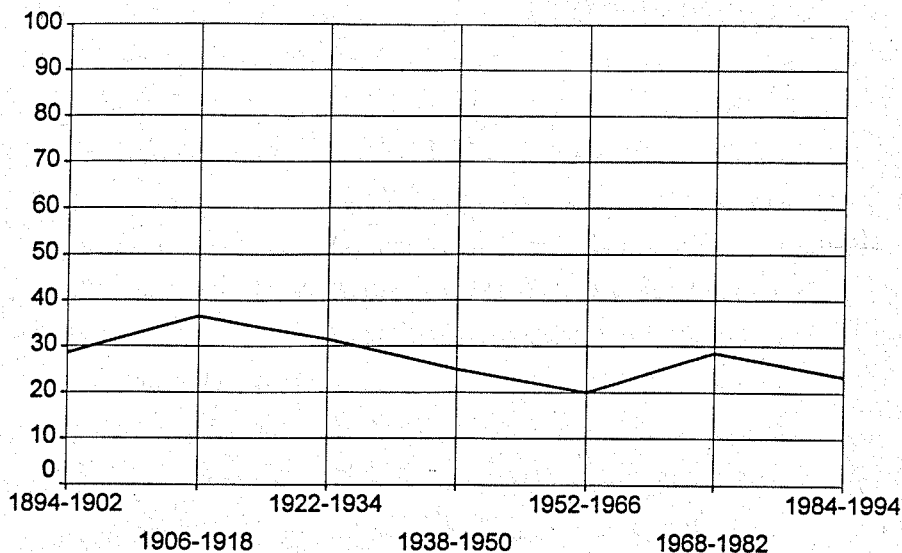
Wir haben diese Erläuterungen und unsere Einschätzung der Diskussion über die Entschichtungsthese vorweggeschickt, um die Ergebnisse der eigenen Analyse schichtspezifischer Namenverwendung besser in ihrer Aussage Reichweite spezifizieren zu können. Wir interpretieren die Verwendung von Vornamen als ein Element des Lebensstils von Menschen. Die Vergabe von Vornamen ist Teil der Geschmacksentäußerung der Eltern. Dass Geschmackspraktiken zur Erzeugung von Schichtungen benutzt werden, ist eine Erkenntnis, die bereits von Georg Simmel formuliert, aber wohl am ausgefeiltesten von Pierre Bourdieu (1982) ausgearbeitet wurde. Die Vergabe von Vornamen lässt sich als Geschmacksentäußerung der Eltern interpretieren, die immer auch die Funktion der sozialen Zuordnung und der sozialen Abschließung hat. Entsprechend kann man vermuten, dass die Vergabe der Vornamen je nach Verfügung über Ressourcen, vor allem über Bildung, differiert.

Eine Entschichtung im Hinblick auf die Vergabe von Vornamen würde bedeuten, dass sich im Zeitverlauf die Unterschiede zwischen den Schichten auflösen. Eine solche Entstrukturierung bezieht sich wohlgerne nicht auf die Verfügungsgewalt über die Ressourcen Bildung und Einkommen, sondern wäre als Entschichtung des Überbaus zu interpretieren. Wir gehen davon aus, dass die Namensauswahl als Zeichen des Lebensstils einer Schicht bedingt ist durch die Verfügung über kulturelles Kapital (Bourdieu 1982). Zur Einteilung der Schichten haben wir entsprechend die Berufe oder Eltern nach unterschiedlichen Qualifikationsniveaus in drei Gruppen eingeteilt: unqualifizierte, qualifizierte und hochqualifizierte Berufe. Eine schichtspezifische Namenverwendung würde bedeuten, dass die drei Schichten auf voneinander unterscheidbare Namenklassen zurückgreifen. Eine Entschichtung würde bedeuten, dass die Menge der übereinstimmenden Namen zwischen den Schichten im Zeitverlauf zunimmt, so dass die Schichten durch distinkte Namenklassen nicht mehr voneinander unterscheidbar wären.

Schaubild B 3 zeigt die Ergebnisse der Operationalisierung der These der Entschichtung im Hinblick auf die Namenvergabe.

Schaubild B 3: Entschichtung: Menge der übereinstimmenden
Namen zwischen verschiedenen Schichten (in Prozent)

(Vergleich der häufigsten zwanzig Namen)



Zwei Befunde sind an den Ergebnissen interessant.

- Von einer Entschichtung der Namenvergabe kann nicht die Rede sein. Die Menge der zumindest von zwei Schichten gemeinsam verwendeten Namen bleibt im Zeitverlauf fast konstant; dies gilt auch für die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts, für die eine Entschichtung von Beck hypothetisch angenommen wird.
- Der Anteil der übereinstimmenden Namen zwischen den Schichten liegt im Durchschnitt unter 30 %. Die Namenvergabe erfolgt also in mehr als 2/3 der Fälle schichthomogen. Dies bedeutet, dass der Einteilung der Schichten nach Qualifikationsniveau ein homogener Lebensstil im Hinblick auf die Namenvergabe entspricht, Schichtdifferenzen sich also nicht nur in der Verfügung über Ressourcen, sondern auch im Hinblick auf eine Schließung bezüglich der Namenvergabe zeigen.

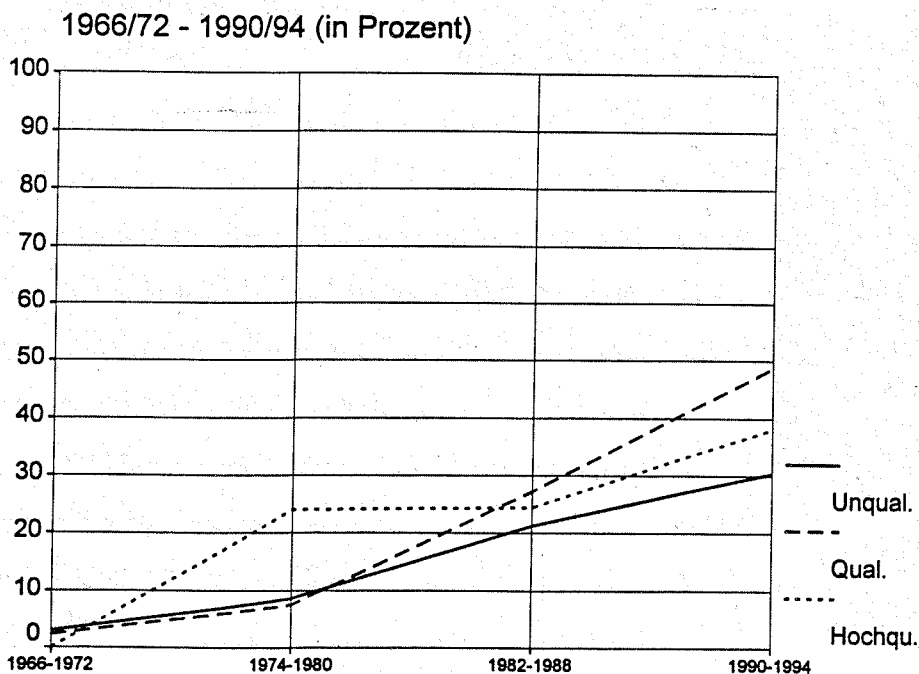
Exkurs: Vornamen als kulturelles Kapital: Zur Dynamik der Namenerneuerung

Unsere Daten ermöglichen es auch, Diffusionsprozesse der Namengebung zwischen den Klassen zu analysieren (Lieberson and Bell 1992). Die Klassentheorie geht davon aus, dass Menschen darum bemüht sind, den status quo der Verfügung über Ressourcen zu verteidigen bzw. zu vermehren. Eine mögliche Strategie, dies zu tun, besteht in der Schließung der Möglichkeit des Zugangs zu den relevanten Ressourcen und in der Erzeugung von Knappheit. Das Besondere an der Vergabe von Namen ist nun, dass die Verwendung eines Namens von anderen nicht unterbunden werden kann. Geht man zudem

davon aus, dass die Namen der oberen Klassen von den unteren Klassen zwecks Statusgewinn imitiert werden, dann ist die geschmackliche Schließung der oberen Klassen gegenüber den unteren Klassen immer nur vorübergehend. Die erneute Schaffung von Distinktionen nach unten ist nur möglich, wenn auf neue Namen Bezug genommen wird. Wir erwarten, dass sich aus dieser Grundkonstellation ein Diffusions- und Neuschöpfungsprozess von Namen ergibt. Neue Namen werden von den oberen Klassen eingeführt und diffundieren dann im Zeitverlauf von oben nach unten.

Wir wollen diese Annahme im Folgenden überprüfen. Zur Einteilung der Klassen haben wir die oben erläuterte Einteilung der Berufe der Eltern nach Qualifikationsniveau in drei Gruppen benutzt. Diffusionsprozesse zwischen den drei Schichten im Verlauf eines durch zwei Zeitpunkte definierten Zeitabschnitts messen wir in Anlehnung an die Operationalisierung von Stanley Lieberson und Eleanor O. Bell (1992) auf folgende Weise: Wir haben zuerst im Abstand einer Generation zwei Zeitpunkte ausgewählt, 1990/94 einerseits und 1966/72 andererseits. Die Namen, die 1990/94 zu den zwanzig populärsten Namen, jedoch 1966/72 nicht zu den zwanzig populärsten Namen gehörten, definieren wir als die Menge der Namen, die es innerhalb des analysierten Zeitraums »geschafft« haben, in die breite Öffentlichkeit zu diffundieren. Wir untersuchen dann, zu welchem prozentmäßigen Anteil diese Namen von den drei verschiedenen Klassen zu den verschiedenen Zeitpunkten zwischen 1966/1970 und 1990/94 benutzt wurden. Stimmt die formulierte Diffusionshypothese, dann müssten die Namen zuerst von der oberen Klasse benutzt und dann im Zeitverlauf zunehmend von den anderen Klassen aufgegriffen worden sein. Im Schaubild B 4 sind die Ergebnisse dieser Operationalisierung wiedergegeben.

Schaubild B 4: Anteil neu eingeführter Namen in verschiedenen S



In der Tat werden die neuen Namen von den Hochqualifizierten zuerst eingeführt. Diese sind diejenigen, die neue Distinktionen einführen. Personen mit qualifizierten Berufen ziehen dann im zweiten Schritt nach, adaptieren zuerst die neuen Distinktionsmöglichkeiten und werden dann zum eigentlichen Protagonisten der neuen Namen. Dies wiederum entwertet die Namen für die Hochqualifizierten, so dass sie die Namen in geringerem Maße verwenden als die Qualifizierten. Die Unqualifizierten adaptieren ebenfalls die neuen Namen, hängen aber dem Prozess der Entwicklung hinterher. Die Ergebnisse bestätigen also insgesamt die These der klassenspezifischen Diffusion neuer Namen. Wir haben neben dem gerade beschriebenen Zeitintervall die gleiche Analyse für den Zeitraum 1942/1946 und 1966/1972 durchgeführt. Die Ergebnisse entsprechen in ihrer Struktur den eben erläuterten Befunden, was uns ermutigt anzunehmen, einen generellen Mechanismus der Generierung und Diffusion von Namen beschrieben zu haben.²⁰

3.4. Individualisierungsprozesse

Der Begriff der Individualisierung ist ein unscharf und polyvalent gebrauchter Terminus. Unserer Ansicht nach lohnt es sich zur Erklärung dessen, was darunter zu verstehen ist, einen Blick auf die etymologische Herkunft des Begriffs zu werfen. »Individuum« ist lateinischen Ursprungs und bedeutet »das Unteilbare«. In diesem Sinne kann man einen Menschen um so mehr als ein Individuum bezeichnen, je weniger er mit anderen Menschen gemeinsame Merkmale teilt. Individualisierung als Prozessbegriff zur Bezeichnung eines Merkmals kultureller Modernisierung bedeutet dann, dass Menschen immer weniger mit anderen Menschen gemeinsame Merkmale teilen. Im Hinblick auf die Namengebung lässt sich diese etymologisch hergeleitete Bedeutung von Individualisierung recht gut operationalisieren: Je weniger Menschen denselben Namen tragen wie andere Menschen, desto eher sind sie als von anderen distinkte Einheiten zu erkennen, desto höher ist also der Grad der Individualisierung.

Theorien der Individualisierung finden sich bei den Klassikern der Soziologie Emile Durkheim und Georg Simmel. Beide beschreiben den Entwicklungsweg hin zur modernen Gesellschaft als Prozess der zunehmenden Differenzierung und Arbeitsteilung. Georg Simmel (1983: 305 ff.) hat die Folgen von Differenzierungsprozessen für die Ausbildung von Individualität in seinem Konzept der Kreuzung der sozialen Kreise formuliert (Blau: 1994: 22ff). Indivi-

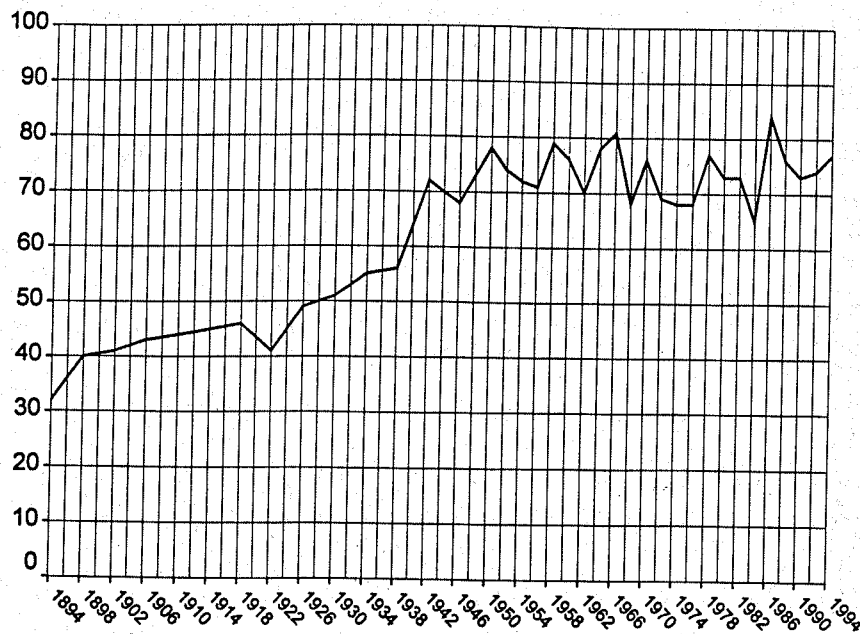
²⁰ Für frühere Zeitphasen konnte die These nicht überprüft werden, weil die Fallzahl derer, die zu den Hochqualifizierten gehören, zu gering wurde. Gruppiert man aber die Hochqualifizierten und Qualifizierten zusammen, dann ergeben sich ganz ähnliche Ergebnisse.

duen entstehen erst, wenn die Handlungsfelder, in denen sich jeder einzelne bewegen muss, sehr heterogen sind, so dass jeder einzelne für sich allein den Schnittpunkt unterschiedlicher Verkehrskreise bildet, den sonst kein anderer teilt. Gerade damit wird er erst zum Einzelnen mit je für ihn spezifischen Merkmalen. Je unähnlicher die Lebensbedingungen der Menschen, desto individueller werden ihre Präferenzen und — als Unterfall — auch ihre Geschmacksorientierungen sein. Das gleiche Theorem liegt der Durkheimschen Theorie der Arbeitsteilung (1977: 444) zugrunde: »(es) entwickelt sich die individuelle Persönlichkeit erst mit der Arbeitsteilung«. Arbeitsteilung, bei Durkheim meist verstanden als berufliche Differenzierung, führt zu einer Ausdifferenzierung spezifischer Fähigkeiten. Dies unterscheidet die Berufsausübenden von anderen und individualisiert sie damit. Die Bildung von Berufen und berufliche Spezialisierungen führen zu einer Unabhängigkeit von Familie, Verwandtschaft und Dorf. Mit dieser zweiten Vorstellung von Individualisierung koppelt Durkheim den Prozess der Individualisierung mit dem oben beschriebenen Prozess der Auflösung familiärer und verwandtschaftlicher Bindungen. Individualisierung bildet gleichsam die Kehrseite des Bedeutungsverlusts familiärer Traditionen.

In der Studie über den Selbstmord (1983) verbindet Durkheim den Prozess der Individualisierung zusätzlich mit dem des Bedeutungsverlusts der Religion. Durkheim bezeichnet den Protestantismus als erste Individualreligion. Der einzelne Gläubige wird durch die Hinwendung zur selbständigen Bibelinterpretation, die Abschaffung intermediärer Vermittlungsinstanzen zu Gott und den geringen Grad der normativen Alltagsregulierung in hohem Maße selbst zum Schöpfer seines Glaubens. Die Entstehung des Protestantismus begreift Durkheim als erste Etappe auf dem Weg des Bedeutungsverlustes der Religion; Individualisierung wird als Kehrseite des Prozesses des Bedeutungsverlustes der Religion begriffen. Individuum zu sein, wird selbst zum neuen Gebot: »Niemand bestreitet heute mehr den verpflichtenden Charakter der Regel, die uns befiehlt, eine Person, und immer mehr eine Person zu sein«. (Durkheim 1977: 445 f.).

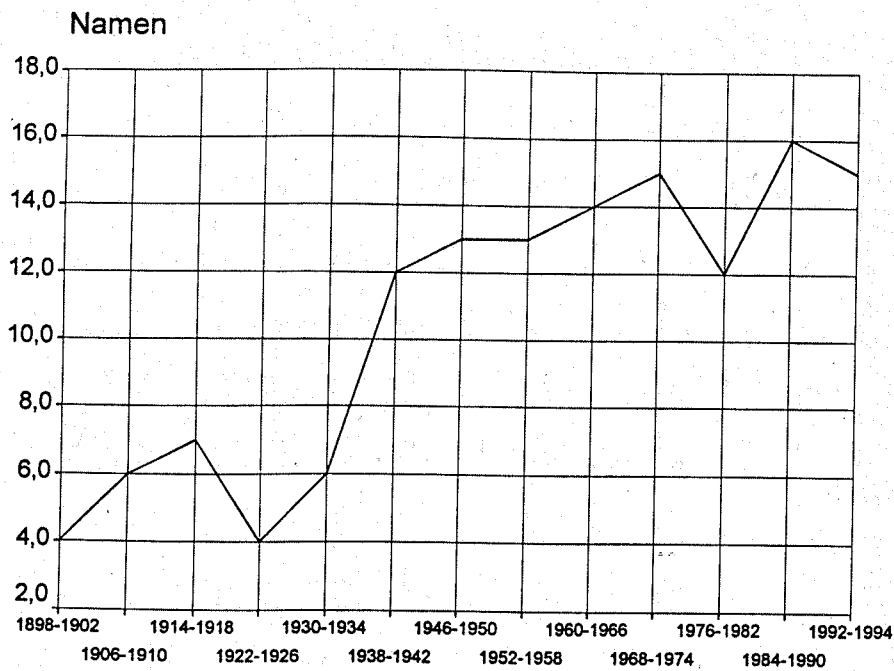
Wir haben zwei verschiedene Messungen von Individualisierungsprozessen in der Namengebung durchgeführt. Je weniger Menschen denselben Namen tragen wie andere Menschen, desto eher sind sie als von anderen distinkte Einheiten zu erkennen, je höher ist also der Grad der Individualisierung. Wir haben entsprechend die Menge verschiedener Namen zur gesamten Anzahl der Namen pro Erhebungsjahr in Beziehung gesetzt und diesen Quotienten als Individualisierungsindex bestimmt. Wir gehen davon aus, dass der Individualisierungsindex im Zeitverlauf steigt. Schaubild B 5 zeigt uns das Ergebnis dieser Operationalisierung.

Schaubild B 5: Individualisierungsindex I: Anzahl unterschiedliche Namen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Namen



Auch im Hinblick auf den Prozess der Individualisierung hat ein dramatischer Wandel stattgefunden. Waren 1894 32 % der vergebenen Namen unterschiedlich, so waren es 100 Jahre später 77 % der Namen. Der Bezugspunkt der Bestimmung des Individualisierungsindex ist das Verhältnis zwischen der Gesamtzahl der Namen und der Anzahl unterschiedlicher Namen *pro Erhebungszeitpunkt*. Der Individualisierungsindex kann damit z. B. zu zwei beieinander liegenden Zeitpunkten den selben Wert erreichen, auch wenn zu beiden Zeitpunkten die selben Namen verwendet wurden und somit die Namen der beiden Altersgruppen sich nicht voneinander unterscheiden. Die Kinder mit dem selben Namen, die aber zu zwei verschiedenen Erhebungszeitpunkten geboren wurden, werden in unserer Berechnung als unterschiedlich behandelt, was man als eine problematische Messung von Individualisierung ansehen könnte. Wir haben deswegen zusätzlich zu diesem Individualisierungsindex die Anzahl von neu eingeführten Namen pro Erhebungszeitpunkt berechnet. Eltern, die neue Namen einführen, grenzen ihr Kind damit nicht nur gegenüber den zum selben Zeitpunkt Geborenen ab, sondern auch gegenüber dem vorangegangenen Geburtsjahrgang. Die Ergebnisse dieser zweiten Messung von Individualisierungsprozessen findet sich in Schaubild B 6. Auch diese Operationalisierung des Individualisierungstheorems bestätigt die theoretische Erwartung. Der Anteil an neu eingeführten Namen steigt stetig.

Schaubild B 6: Individualisierungsindex II: Anzahl neu eingeführt



Durkheim und Simmel nennen drei Faktoren, die mit Individualisierungsprozessen in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. a.) die Zunahme beruflicher Differenzierung, b.) der Bedeutungsverlust verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe bedingt durch die Entstehung familienunabhängiger Berufsarbeit und c.) der Bedeutungsverlust der Religion. Bei der Messung des Bedeutungsverlusts verwandtschaftlicher Traditionsweitergabe und der Religion greifen wir auf die oben erläuterten Operationalisierungen zurück. Zur Berechnung des Grades beruflicher Differenzierung sind wir folgendermaßen vorgegangen. Aus den Erhebungen von Hohls und Kaelble (Hohls und Kaelble 1989; siehe Kapitel 3.1) haben wir einen Heterogenitätsindex für die Berufsstruktur der Region berechnet, in der die Gemeinde Gerolstein liegt.²¹

²¹ Der Heterogenisierungsindex wurde nach der Formel: $H = 100 (1 - \text{Summe } p^2)$ berechnet, wobei H für Heterogenisierungsindex und p für den Anteil der einzelnen Berufsgruppen an der Gesamtzahl der Beschäftigten steht. Bei einer gegebenen Anzahl von Berufsgruppen bedeutet eine zunehmende Gleichverteilung der Berufstätigen auf diese Berufsgruppen eine Zunahme des Heterogenisierungsindex. Konzentrieren sich hingegen die Berufstätigen auf einige wenige Berufsgruppen, so liegt ein geringerer Heterogenitätsindex vor. Für die erhobenen Jahre ergeben sich folgende Indices: 1895: 59; 1907: 54; 1925: 58; 1950: 68; 1961: 81; 1970: 89.

Dieser Index der beruflichen Heterogenisierung steigt von .59 für 1895 auf .89 für 1970. Dies bedeutet, dass im Zeitverlauf eine Zunahme der Heterogenität der Berufe stattgefunden hat. Korreliert man nun diese Messung der beruflichen Heterogenisierung mit unseren beiden Messungen von Individualisierung, so beträgt die Korrelation .86 für den ersten Individualisierungsindex bzw. .87 für den zweiten Individualisierungsindex.²² Es gibt also einen Zusammenhang zwischen der beruflichen Differenzierung und dem Grad der Individualisierung.

Ein ähnlicher Zusammenhang zeigt sich zwischen dem Grad der Entverwandtschaftlichung und dem Grad der Individualisierung (-.73 für den ersten Individualisierungsindex und -.75 für den zweiten Individualisierungsindex). Ebenfalls in Richtung der hypothetischen Erwartung liegen die Korrelationskoeffizienten zwischen dem Säkularisierungsindex und den beiden Individualisierungsindices (-.90 bzw. -.89). Alle empirischen Ergebnisse unterstützen also die formulierten Hypothesen. Individualisierung scheint in einem ursächlichen Zusammenhang mit Prozessen der Heterogenisierung der Berufe, der Entverwandtschaftlichung und der Säkularisierung zu stehen.

3.5. Globalisierung der Kultur

Individualisierung bedeutet, dass die Menge der verwendeten Namen sowie ihre Streuung und damit die Wahrscheinlichkeit gestiegen ist, dass jedes Neugeborene sich von einem anderen Kind unterscheidet. Damit ist noch nicht gesagt, aus welchen Kulturkreisen die verschiedenen Namen stammen. Wir gehen von der Erwartung aus, dass im Zeitverlauf die Bezugnahme auf die Namen anderer Kulturkreise gestiegen ist, so dass man von einer Globalisierung der Eigenkultur sprechen kann.

Auch das Theorem der Globalisierung ist ein klassischer Topos soziologischer Theorien der Moderne. Die Ausdehnung der Verkehrskreise der Gesellschaften, wie sie von Georg Simmel beschrieben wurde, die Marx'sche These der Internationalisierung der Ökonomie, Karl W. Deutschs These der zunehmenden kommunikativen Verdichtung, vor allem aber die »Kulturindustriethese« von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno gehen von einer zuneh-

Die Berechnung des Heterogenitätsindex orientiert sich am Herfindahl-Hirschman Index der industriellen Konzentration (index of industrial concentration). Zu einer Diskussion dieses Index siehe Taagepera/ Lee Ray 1977.

²² Diese Korrelationen beruhen auf der Methode der linearen Interpolation der Werte des Heterogenitätsindex für den Untersuchungszeitraum. Verwendet man statt der linear interpolierten Werte des Heterogenitätsindex die Originalwerte der sechs gemessenen Zeitpunkte, so ergibt sich eine Korrelation für den ersten Individualisierungsindex von .82 und für den zweiten Individualisierungsindex von .88.

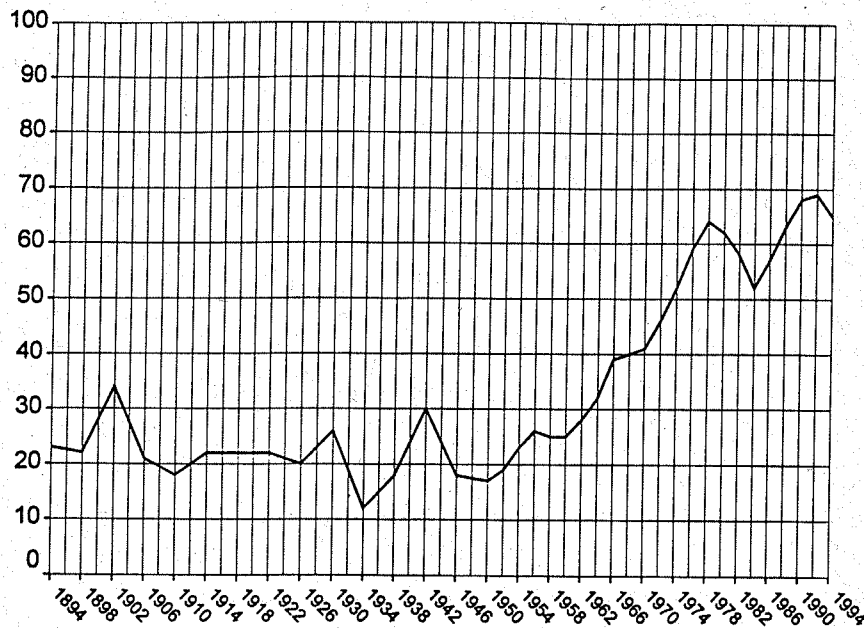
menden Globalisierung der Kultur aus: Nationale und regionale Kulturen werden im Prozess der Modernisierung zunehmend eingeebnet und durch eine transnationale Kultur überlagert. Die Ursache für diese Entwicklung sehen Horkheimer und Adorno zum einen in der technischen Entwicklung der Massenmedien und vor allem des Fernsehens. Dies ermöglicht eine Weltgesellschaft insofern, als jeder Ort des Globus potentiell unmittelbar erreichbar und damit eine Diffusion von Informationen und Unterhaltung eröffnet wird. Sie sehen sie zum zweiten in der Nutzung dieses technischen Potentials durch transnational agierende, vor allem amerikanischer Großindustrien, die sich auf die Herstellung von Film, Fernsehen und Musik spezialisiert haben. Diese Industrien arbeiten nach einer ökonomischen Logik der Profitmaximierung und suchen für ihre Produkte immer weitere Absatzmärkte erfolgreich zu erobern. Die Folge dieses Prozesses ist die Entstehung einer transnationalen Kultur und die Rückentwicklung von regionalen und nationalen Kulturen. Es entsteht ein »global village«, das die Wahrnehmung aller Kulturen und Lebensweisen dieser Erde im eigenen Wohnzimmer ermöglicht.

Wir gehen davon aus, dass sich eine Globalisierung der Kultur auch in einer Globalisierung der Namengebung spiegeln müsste. Vornamen kann man unterschiedlichen Kulturkreisen zuordnen. Wir vermuten, dass im Zeitverlauf der Anteil an Namen aus fremden Kulturen kontinuierlich zugenommen hat, der Anteil der Namen aus der christlichen und deutschen Tradition hingegen rückläufig ist. Wir erwarten eine Zunahme des Anteils von Namen anderer Kulturen vor allem ab Ende der 50er Jahre, dem Zeitpunkt also, ab dem sich in der Bundesrepublik der Anteil der Haushalte mit Fernsehen schnell und rapide erhöht hat. Über das Fernsehen werden die vormals fremden Kulturen in das Wohnzimmer der heimischen Kultur vermittelt.²³

Schaubild B 7 zeigt, dass es im Zeitverlauf in der Tat zu einer Zunahme der Namen aus dem nicht-christlichen und nicht-deutschen Kulturkreis kommt. Dieser Prozess der Ausdehnung transkultureller Namen setzt ab Mitte der 50er Jahre an.

²³ Die Versorgungsdichte der Haushalte mit Fernsehgeräten beträgt für die Bundesrepublik Deutschland 1955: 0,5 %, 1960: 17,4 %, 1964: 55 %, 1970: 85 %, 1974: 95 %, 1980: 97 %, 1985: 97 %, 1990: 98 %, 1995: 98%. (Quelle für 1950, 1955 und 1960 eigene Berechnungen auf der Basis von: Hans-Bredow-Institut (1982/83), für die anderen Jahre Berg und Kiefer 1987, 1996.)

Schaubild B 7: Anteil der Namen aus nicht-christlichem
und nicht-deutschem Kulturkreis (in Prozent)



Horkheimer und Adorno erklären Globalisierungsprozesse mit der Ausdehnung der Massenmedien. Korreliert man die Versorgungsdichte der Haushalte der Bundesrepublik mit Fernsehgeräten mit dem Globalisierungsindex, so ergibt sich ein Korrelationskoeffizient von .90. Diese hohe Korrelation legt einen Zusammenhang zwischen Globalisierungsprozessen bezüglich der Namensvergabe einerseits und der Ausdehnung des Fernsehens andererseits nahe.

4. Die Verallgemeinbarkeit der Befunde

Die Güte sozialwissenschaftlicher Forschung muss sich an den Kriterien Reliabilität, Validität und Repräsentativität messen lassen. Wir gehen davon aus, dass unsere Datenerhebung dem Kriterium der Zuverlässigkeit genügt, auch wenn wir keine Reliabilitätskoeffizienten ausweisen können. Die Codierung der Informationen der Standesamtseintragungen erfolgte in zwei Schritten. Die Standesbeamten haben die von uns benötigten Informationen in eine vorgegebene Textverarbeitungsmaske eingegeben. Kontrollen unsererseits ergaben, dass mögliche Schreibfehler der Vornamen kaum passiert sind, zudem leicht korrigiert werden konnten. Die Codierung der so erhobenen Vornamen nach Kulturkreisen erfolgte mit Hilfe der oben erwähnten Namenbücher. Die Angaben der Namenbücher sind eindeutig; auch diese Prozedur ist in einem geringen Maße fehleranfällig. Nur 12 Namen konnte wir keinem Kulturkreis zuordnen, diese wurden aus der Analyse ausgeschlossen. Auch im Hinblick auf das

Kriterium der Validität sind wir mit unserer Untersuchung nicht unzufrieden. Die verschiedenen herausgefundenen Trends der Kulturentwicklung gehen fast alle in die erwartete Richtung; man kann dies als eine Form der wechselseitigen externen Validierung interpretieren. Problematischer scheint die Erfüllung des Kriteriums der Repräsentativität zu sein; wir möchten deswegen die Frage der Repräsentativität unserer Ergebnisse etwas ausführlicher diskutieren.

Wir haben die Entwicklung der Vornamen in einer Gemeinde der Eifel untersucht. Unsere Auswahl aus dem Register des Standesamtes dieser Gemeinde war eine Zufallsauswahl, so dass wir davon ausgehen, dass das gezogene Sample ein repräsentatives Abbild der Grundgesamtheit aller Geburten in der Gemeinde Gerolstein darstellt. Kann man aber von den Ergebnissen unserer Untersuchung auf eine weitere Grundgesamtheit, vielleicht die Deutschlands insgesamt, schließen? Nach den Regeln der Statistik geht dies natürlich nicht, weil die Geburten in Gerolstein keine zufällig gezogene Stichprobe der Geburten Deutschlands sind und damit kein repräsentatives Abbild dieser Grundgesamtheit darstellen. Ist damit die Aussagenreichweite unserer Ergebnisse allein auf eine unbedeutende Gemeinde in der Eifel beschränkt?

Michael Simon (1989) hat eine sehr genaue und mit sehr viel Aufwand recherchierte Dissertation im Bereich der Volkskunde über die Entwicklung der Namengebung in drei Ortschaften in Westfalen (in der Stadt Münster, der Kleinstadt Vermold und dem Dorf Ostbevern) angefertigt und veröffentlicht. Er hat auf der Basis von Kirchenbüchern die Struktur und Veränderung von Vornamen in den drei Gemeinden vom 17. Jahrhundert bis 1980 miteinander verglichen. Simon hat im Anhang zu seiner Dissertation alle von ihm zu den verschiedenen Zeitpunkten in den drei Gemeinden erhobenen Vornamen dokumentiert. Wir haben aus dieser Datenquelle den Zeitraum der letzten 100 Jahre — gemessen zu vier verschiedenen Zeitpunkten —, der mit dem von uns analysierten Zeitraum identisch ist, ausgewählt und mit den aufgelisteten Vornamen einen Datensatz erstellt, so dass wir im Hinblick auf einige, leider nicht alle, Forschungsfragen die Ergebnisse von Simon mit unseren Ergebnissen vergleichen können. Sollten sich ähnliche Entwicklungstrends feststellen lassen, dann interpretieren wir dieses Ergebnis als Legitimation, unsere Ergebnisse verallgemeinern zu dürfen.

Im Hinblick auf die Entwicklung der Namen christlichen Ursprungs in Gerolstein einerseits und in den drei westfälischen Gemeinden andererseits ergibt sich ein ganz ähnlicher Verlauf.²⁴ Der in der Tendenz parallele Verlauf zeigt, dass es in allen Gemeinden einen kontinuierlichen Prozess der Säkula-

²⁴ Der Anteil der Namen christlichen Ursprungs in den drei westfälischen Gemeinden (erstgenannt) und in Gerolstein beträgt: 1900 bzw. 1898: 58,8/64; 1930: 50,6/55; 1960: 51,8/41; 1980: 41,7/31.

risierung gegeben hat. Wir können für die von Simon erhobenen Daten leider nicht nachprüfen, ob es während der Zeit des Nationalsozialismus einen Säkularisierungsschub gegeben hat, da für die westfälischen Gemeinden nur vier Erhebungszeitpunkte vorliegen (1900, 1930, 1960, 1980), die gerade den Zeitraum des Nationalsozialismus nicht gesondert erfassen. Ein ähnliches Ergebnis ergibt sich im Hinblick auf den Individualisierungsprozess. In allen untersuchten Gemeinden gibt es einen ähnlichen Entwicklungstrend der zunehmenden Individualisierung, wenn auch auf einem unterschiedlichen Niveau.²⁵ Schließlich können wir auch den Befund einer Globalisierung der Vornamen auf seine Verallgemeinerungsfähigkeit hin überprüfen. Auch hier zeigt sich in Gerolstein und in den drei Gemeinden Westfalens eine parallele Entwicklung einer zunehmenden Globalisierung.²⁶ Diese Ergebnisse ermutigen uns, die Aussagenreichweite der eigenen Befunde über die Ortsgrenzen des Sprengels Gerolstein hinaus zu verlängern. Wir gehen davon aus, dass die von uns gemessenen kulturellen Veränderungen globale Veränderungen darstellen.

Allerdings zeigt der Vergleich zwischen den insgesamt vier verschiedenen Gemeinden auch, dass der Zeitpunkt und das Tempo der Veränderung je nach Ort unterschiedlich ist, so dass man von einer Ungleichzeitigkeit der kulturellen Modernisierung sprechen kann. Mit Hilfe der von Simon erhobenen Daten können wir genauer spezifizieren, wie diese Ungleichzeitigkeit zu erklären ist.

Modernisierung und kulturelle Modernisierung setzt in den Städten weit früher ein als auf dem Land, ja der Ursprung der Modernisierung liegt in den Städten (vgl. für viele andere Weber 1958; Collins 1980). Die Verwandtschaftsbindung und die Tradierung von Verwandtschaft hatte und hat bei den Bauern eine wichtigere, weil ökonomische Bedeutung als bei den über Erwerbseinkommen finanzierten städtischen Bevölkerungsschichten. Insofern vermuten wir, dass der Prozess der Entverwandtschaftlichung in den Städten früher einsetzt als auf dem Land. Der kommunikative Anschluss an die Außenwelt (Handel, Märkte, Medien) ist in den Städten weit stärker als auf dem Land entwickelt gewesen. Insofern vermuten wir, dass der Prozess der Adaption von fremden Namen in den Städten früher einsetzt als auf dem Land. Schließlich sind die kirchlichen Kontrollmöglichkeiten von Religiosität in einem überschaubaren Sprengel günstiger als in einer heterogen zusammengesetzten Stadt. Wir vermuten, dass Prozesse der Säkularisierung in den Städten

²⁵ Die Anzahl unterschiedlicher Namen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Namen pro Erhebungszeitpunkt in den drei westfälischen Gemeinden (erstgenannt) und in Gerolstein beträgt: 1900 bzw. 1898: 19,4/40; 1930: 27,8/51; 1960: 37,7/76; 1980: 53,4/73.

²⁶ Der Anteil der Namen aus nicht-christlichem und nicht-deutschem Kulturkreis in den drei westfälischen Gemeinden (erstgenannt) und in Gerolstein beträgt (in Prozent): 1900 bzw. 1898: 9,3/22; 1930: 9,5/26; 1960: 19,3/25; 1980: 46,6/62.

früher greifen als auf dem Land. Wenn die Ligaturen Religion und Verwandtschaft in den Städten früher aufweichen als auf dem Land, dann kann man schließlich auch für den Prozess der Individualisierung erwarten, dass dieser in der Stadt früher wirksam wird als auf dem Land.

Wir können drei der formulierten Hypothesen mit Hilfe einer Sekundäranalyse der von Simon erhobenen Daten überprüfen. Bei den von Simon untersuchten drei Ortschaften handelt es sich um eine katholische Stadt (Münster), eine evangelische Kleinstadt (Versmold) und ein katholisches Dorf (Ostbevern). Will man die These von der Ungleichzeitigkeit einer kulturellen Modernisierung auf dem Land und in der Stadt überprüfen, dann muss man, um den Faktor "Religion" zu neutralisieren, die Namenentwicklung in Münster mit der Namenentwicklung in Ostbevern vergleichen. Im Hinblick auf alle drei formulierten Hypothesen ergibt sich ein klarer Befund.²⁷ Säkularisierungs-, Individualisierungs- und Globalisierungsprozesse hinken auf dem Land den Entwicklungen in der Stadt hinterher; 1980 haben sich beide Niveaus einander angepasst, ja auf dem Land ist der Grad der kulturellen Modernisierung sogar ein Stück weiter entwickelt als in der Stadt.²⁸

5. Diskussion der Ergebnisse

Wir haben unter dem Begriff der kulturellen Modernisierung verschiedene Theoreme des kulturellen Wandels zusammengefasst. Ausgangspunkt der

²⁷ Säkularisierungsprozess: Der Anteil der Namen christlichen Ursprungs in Münster (erstgenannt) und in Ostbevern beträgt (in Prozent): 1900: 61,9/74,6; 1930: 51,6/62,3; 1960: 55,4/63,7; 1980: 48,1/42,5.

Individualisierungsprozess: Die Anzahl unterschiedlicher Namen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Namen pro Erhebungszeitpunkt in Münster (erstgenannt) und in Ostbevern beträgt: 1900: 31/26; 1930: 45/32; 1960: 60/47; 1980: 71/78.

Globalisierungsprozess: Der Anteil der Namen aus nicht-christlichem und nicht-deutschem Kulturkreis in Münster (erstgenannt) und in Ostbevern beträgt (in Prozent): 1900: 10,5/5,4; 1930: 10,5/7,6; 1960: 21,2/12,9; 1980: 38,8/44,9.

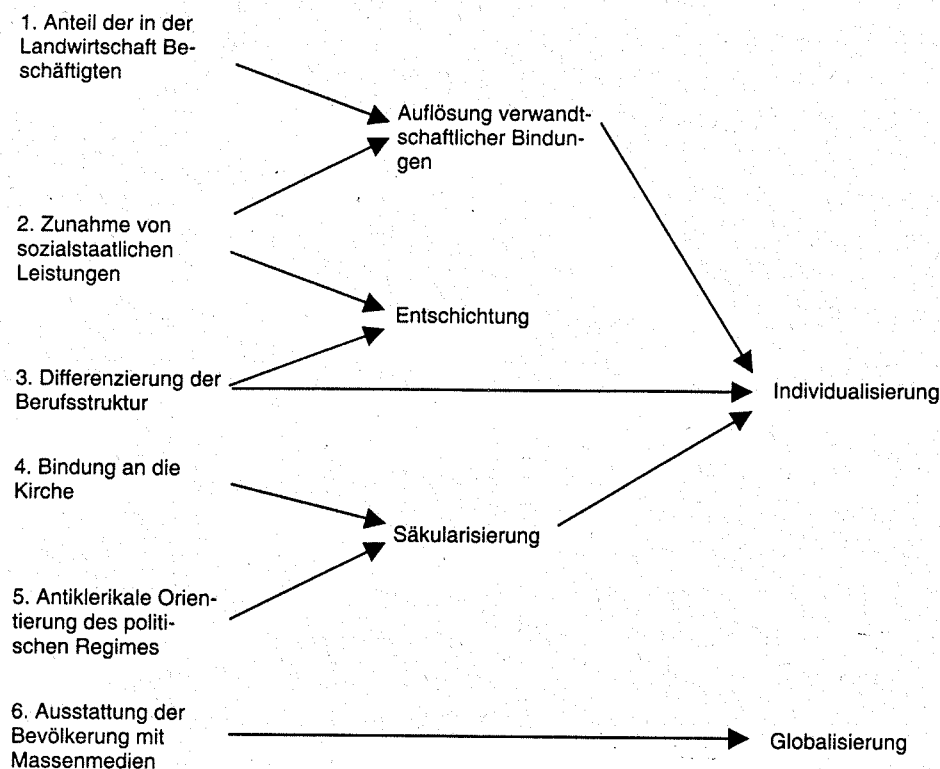
²⁸ Neben Unterschieden zwischen Stadt und Land kann man auch Unterschiede zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden erwarten. Luther hatte sich explizit gegen die Heiligenverehrung ausgesprochen und sie als Abgötterei beschimpft (Bieritz 1991: 220). Wir vermuten deswegen, dass Säkularisierungsprozesse und Individualisierungsprozesse in protestantischen Gemeinden früher und intensiver greifen als in katholischen Gebieten. Die These lässt sich weniger genau überprüfen, weil die evangelische Gemeinde, die in die Untersuchung von Simon einging, als Kleinstadt auf der Dimension Stadt/Land zwischen dem Dorf und der Großstadt liegt - ein Effekt, den man nicht neutralisieren kann. Vergleicht man allein das katholische Dorf mit der evangelischen Kleinstadt, dann sieht man, dass im Hinblick auf alle gemessenen Wandlungstrends das Niveau der kulturellen Modernisierung in der evangelischen Gemeinde zu allen Zeitpunkten höher lag als in der katholischen Gemeinde.

prognostizierten Entwicklung sind kollektive und gruppenspezifische Sinndefinitionen (Religion, Verwandtschaft, Klasse), die im Zeitverlauf an Prägekraft verlieren. Die Folge ist, dass die Individuen zunehmend selbst die Definitionsleistungen übernehmen müssen und sich dabei an fremden Kulturkreisen orientieren. Das Angebot an Theorien zur Beschreibung verschiedener Trends kultureller Modernisierung ist reichhaltig, der empirische Wissensbestand fällt weit dahinter zurück. Das Anliegen unserer Ausführungen war ein einfaches. Wir haben versucht, verschiedene Trends kultureller Modernisierung empirisch zu messen und sind von der Annahme ausgegangen, dass sich gleichsam im Mikrophänomen der Vergabe von Vornamen Makrokulturentwicklungen spiegeln. Dabei bilden Vornamen einen neben anderen möglichen Indikatoren zur Messung von Prozessen kultureller Modernisierung. Man würde dem kleinen Indikator eine zu große Last aufladen, würde man behaupten, er sei eine vollständige und ausreichende Messung des wesentlich breiteren theoretischen Konstrukts Kulturelle Modernisierung. Dieser mögliche Einwand gegen unsere Ergebnisse ist nicht von der Hand zu weisen. Er besagt allerdings nicht, dass man auf die Forschungsergebnisse, die wir präsentiert haben, verzichten kann; er besagt allein, dass wir mehr empirische Forschungen benötigen, um prüfen zu können, ob, zu welchem Zeitpunkt und in welchen Bereichen sich Prozesse kultureller Modernisierung beobachten lassen.

Für den Bereich der Vornamen bestätigen unsere Analysen die Annahme, dass kulturelle Modernisierung einhergeht mit einer zunehmenden Säkularisierung, einem Bedeutungsverlust familiärer Traditionen, einer zunehmenden Individualisierung und einer Globalisierung der Kultur. Eine Entstrukturierung von Klassen in der Vergabe von Vornamen konnte allerdings nicht festgestellt werden, die Namensvergabe verläuft kontinuierlich dominant klassenhomogen.

Neben einer Beschreibung haben wir versucht, die verschiedenen Prozesse der kulturellen Modernisierung zu erklären. Die verschiedenen Ursachenfaktoren kann man in einem Schaubild zusammenfassen.

Schaubild B 8: Erklärung von Prozessen kultureller Modernisierung

Strukturelle
VeränderungenKulturelle Mo-
dernisierung

Wie die einzelnen Korrelationskoeffizienten ausweisen, konnten fast alle Hypothesen bestätigt werden. Mit Ausnahme der kirchlichen Bindungen liegen alle Korrelationskoeffizienten über .50. Es sind im wesentlichen fünf Faktoren, die den von uns beschriebenen kulturellen Wandel vorantreiben: die antiklerikale Ausrichtung eines politischen Systems, der Abbau des primären Sektors, die Heterogenisierung der Berufsstruktur, die sozialstaatliche Absicherung von ökonomischen Risiken und die Erweiterung der kommunikativen Dichte. Die empirischen Ergebnisse sind im Hinblick auf die Erklärung allerdings mit Vorsicht zu interpretieren. Unsere Daten erlauben uns nur, ökologische Korrelationen zwischen den verschiedenen Prozessen kultureller Modernisierung einerseits und strukturellen Faktoren andererseits zu berechnen. Ökologische Korrelationen lassen sich aber nicht als Beweis von kausalen Beziehungen interpretieren. Insofern behalten die Zusammenhänge zwischen strukturellen Faktoren einerseits und Prozessen kultureller Modernisierung andererseits einen hypothetischen Charakter.

Wir möchten am Ende kurz auf die Problematik der Erklärung unserer Befunde innerhalb eines Modells einer "Mikro-Makro-Erklärung" eingehen. Die von uns untersuchten Trendverläufe haben wir durch Klassifikation und Ag-

gregation der vergebenen Vornamen rekonstruiert. Individualistisch orientierte Soziologien, seien es symbolisch-interaktionistische Ansätze oder Spielarten der Theorie rationalen Handelns, gehen von der plausiblen Annahme aus, dass alle beobachtbaren sozialen Regelmäßigkeiten letztendlich durch die Handlungen von einzelnen Individuen konstituiert werden, dass also hinter den Regelmäßigkeiten aggregierter Namensgebungen eine Vielzahl von Entscheidungen individueller Akteure stecken, die sich für diesen, aber nicht für einen anderen Namen entschieden haben. Die beobachtbaren Säkularisierungsprozesse müssten sich z. B. in Entscheidungen der Eltern spiegeln, sich zunehmend von religiösen Vorgaben distanzieren zu wollen, Entverwandtschaftlichungsprozesse müssten in Entscheidungen der Eltern gegen die Übernahme von Namen der Eltern auflösbar sein. James S. Coleman (1995: 10) hat diese Annahme in seinem häufig zitierten »Badewannen-Modell« der Erklärung zur Anschauung gebracht. Hält man die Colemansche Annahme für plausibel, dann fragt sich, nach welchen Kriterien sich die Individuen denn für den einen oder anderen Namen entschieden haben.

Die von uns durchgeführte inhaltsanalytische Erhebung von Vornamen gibt uns nun aber keinerlei Informationen über die Motivlagen der sich für bestimmte Namen entscheidenden Akteure. Diese zu erheben, ist retrospektiv auch nicht mehr möglich, weil die Eltern, die die Namen vergeben haben, zum überwiegenden Teil nicht mehr leben. Um aber zumindest empirisch inspirierte Ideen zu einer Lösung des beschriebenen Makro-Mikro-Rätsels zu entwickeln, haben wir im Dezember 1995 und im Januar 1996 sechsvierzig Interviews mit Eltern von neugeborenen Kindern in zwei Krankenhäusern in Leipzig durchgeführt. Die Eltern — in 37 Fällen die Mutter, in 9 Fällen der Vater — wurden mit einem weitgehend standardisierten Fragebogen interviewt.

Entscheidungsinstanz bei der Namenvergabe sind, wie nicht anders zu erwarten war, in erster Linie die Eltern des Kindes. In 78,3 % waren es die Eltern, die den Namen ausgewählt hatten (in 60,9 % die Eltern zusammen, in 13,0 % die Mutter, in 4,3 % der Vater), 10,9 % nannten den Familienkreis, 4,3 % die Großeltern als diejenigen, die den Namen ausgewählt hatten. Wir haben den Eltern eine offene Frage danach gestellt, welches denn die Motive waren, den jeweiligen Vornamen auszuwählen.²⁹ Interessanter Weise konnten nur etwas mehr als die Hälfte der Befragten (54,3 %) darauf direkt antworten, während die anderen interviewten Personen keine Gründe für die Wahl des Namens nennen konnten. Erst auf Nachfragen hin nannten auch die

²⁹ Die Frage lautete: »Es kann ja sehr verschiedene Gründe geben, warum man bestimmte Vornamen für sein Kind auswählt. Wenn Sie einmal an ihre Entscheidung und die Wahl der Vornamen denken: Warum haben sie gerade den oben genannten Vornamen ausgewählt und keinen anderen?«

meisten derjenigen, die zuerst keine Gründe nennen konnten, ein Motiv der Namensgebung.³⁰

Während unsere Analyse der Makrodaten klar strukturierte Entwicklungsverläufe ergab, die sich mit Bezugnahme auf klassische Theorien des Kulturwandels auch gut interpretieren lassen, zeigen uns die Mikrodaten, dass a) fast die Hälfte der Eltern keine klaren Gründe für die Wahl eines Vornamens nennen konnten und b) die genannten Gründe häufig recht diffus formuliert wurden. Wir sehen zwei Möglichkeiten, diese Diskrepanz zwischen Makro- und Mikroergebnissen zu interpretieren:

- a) Akteure wählen Handlungen aus einem Horizont von Handlungsmöglichkeiten, wobei das Selektionsprinzip ihrer Auswahl ihnen selbst nicht bewusst ist. Da ihnen die Gründe für ihre Entscheidungen nicht bewusst sind, können sich Strukturmuster der Selektivität ergeben, die man nicht mehr auf die Entscheidungslogik der Individuen zurückführen kann. Diese Deutung der Befunde unterstellt, dass es eine Makro-Logik gibt, die nicht auf eine Mikro-Logik zurückzuführen ist.
- b) Unsere Mikrodaten beziehen sich allein auf einen Zeitpunkt — auf den der Gegenwart. Die Analyse der Makrodaten hat gezeigt, dass die großen Ligaturen Religion und Verwandtschaft im Zeitverlauf an Bedeutung verloren haben, Individualisierung das dominante Prinzip der Namensgebung geworden ist. Die von uns 1995/1996 befragten Personen stehen also am Ende einer Entwicklung der Auflösung der Restriktionen von Verwandtschaft und Religion. Die Tatsache, dass die befragten Personen keine, diffuse oder lebensweltliche Motive (ästhetische Gründe, pragmatische Gründe und Motive der Individualitätsherstellung, die zusammen 62 % der Nennungen ausmachen) angeben, ist vielleicht als Folge der Auflösung

³⁰ Wir haben die genannten Gründe einem aus dem Material gewonnenen Categoriesystem zugeordnet. Die Zuordnung der häufig diffus geäußerten Motive in Kategorien täuscht etwas eine klare Struktur vor, die so im Material nicht vorfindbar war.

Tabelle: Gründe bei der Vergabe von Vornamen in % (Mehrfachantworten möglich)

Ästhetische Gründe	31,6
Praktische Gründe der Namenbenutzung	22,2
Zuordnung oder Ablehnung eines Kulturkreises	14,0
Weitergabe von Traditionen	11,1
Individualität und Seltenheit des Namens	8,2
Andere Gründe	16,9
	N=171

der traditionellen Bindungen von Religion und Verwandtschaft zu interpretieren. Menschen greifen auf diese mehr lebensweltlichen und arbiträren Motive zurück, die im Effekt eine weite Streuung der Namen ergeben, weil die großen Sinnstiftungsinstanzen an Wirkung eingebüßt haben. Interpretiert man die Ergebnisse in dieser Weise, dann sind sie mit dem Makro-Mikro-Modell der Erklärung kompatibel. Uns fehlen die empirischen Möglichkeiten zu entscheiden, welche der beiden Interpretationen des Makro-Mikro-Rätsels die richtige ist. Wir können sie allein zur Diskussion stellen. Um zu einer eindeutigeren Klärung zu kommen - und die scheint uns zu einer vollständigen Analyse kultureller Entwicklungen notwendig zu sein - bedarf es weiterer Forschungen.

III Religion und der Geist des Kapitalismus: Einstellungen zur Berufsarbeit und zur Wirtschaftsordnung in den USA und Spanien im Vergleich³¹

Max Webers Studie "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" (Weber 1988) gilt als eine klassische Studie der Kulturosoziologie. Weber behauptet zum einen, dass die für moderne Gesellschaften typische kapitalistische Wirtschaftsordnung nicht allein durch strukturelle Merkmale bestimmt ist (privater Besitz an Produktionsmitteln, freie Verfügung über Arbeitskräfte etc.), sondern durch eine spezifische Kultur gekennzeichnet ist, die er als Geist des Kapitalismus bezeichnet. Diese Kultur des Kapitalismus besteht aus einer besonderen und historisch neuen Interpretation und Deutung menschlicher Arbeit und Berufstätigkeit: Berufstätigkeit wird nicht allein als Mittel zum Lebensunterhalt gedeutet, sondern sie ist Ziel in sich selbst. Die Organisation der Arbeit soll rational und systematisch erfolgen, die Erfolge der Arbeit sollen nicht konsumiert, sondern zur weiteren Vermehrung reinvestiert werden. Weber behauptet zum anderen, dass diese für die moderne kapitalistische Produktionsweise typische Kultur religiösen Ursprungs ist. Er versucht also, die Genese einer neuen kapitalistischen Wirtschaftskultur selbst wiederum kulturalistisch zu erklären, indem er einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ideen- und Glaubensvorstellungen protestantischer Sekten ("protestantische Ethik") und dem "Geist des Kapitalismus" behauptet.

Es wird nur wenige kulturosoziologische Schriften geben, zu denen soviel publiziert wurde wie zu Max Webers Arbeit "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus". Die Diskussion konzentrierte sich dabei in erster Linie auf eine Werkexegese und die Formulierung theoretischer Gegenargumente bzw. auf die Illustration historischer Beispiele, die Webers These untermauern oder ihr widersprechen, weniger hingegen auf eine systematische empirische Überprüfung der Theorie Webers. Der Mangel an systematischen empirischen Forschungen wird seinen Grund auch darin haben, dass die Methoden der empirischen Sozialforschung, die eine systematische Überprüfung ermöglichen würden, erst weit später entwickelt wurden.

Ich möchte im folgenden Webers These, dass der "Geist des Kapitalismus" protestantischen Ursprungs ist, aufgreifen, auf erwartbare Unterschiede in der Einstellung zur Berufsarbeit zwischen Spaniern und US-Amerikanern

³¹ Der folgende Text wurde zuerst veröffentlicht im Berliner Journal für Soziologie, 6, Heft 4, 1996, S. 541-551.

beziehen und durch eine Sekundäranalyse einer internationalen Wertestudie, in der die Einstellungen der Bürger in verschiedenen Ländern zu unterschiedlichen Werten abgefragt wurden, für die Länder Spanien und USA überprüfen. In einem ersten Schritt fasse ich die Webersche Protestantismusthese zusammen und formuliere Hypothesen über erwartbare Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten und US-Amerikaner und Spanier im Hinblick auf Einstellungen zum Beruf und zur Wirtschaftsordnung. Im zweiten Abschnitt erläutere ich das methodische Vorgehen, im letzten Abschnitt werden die Ergebnisse der Auswertung vorgestellt und interpretiert.

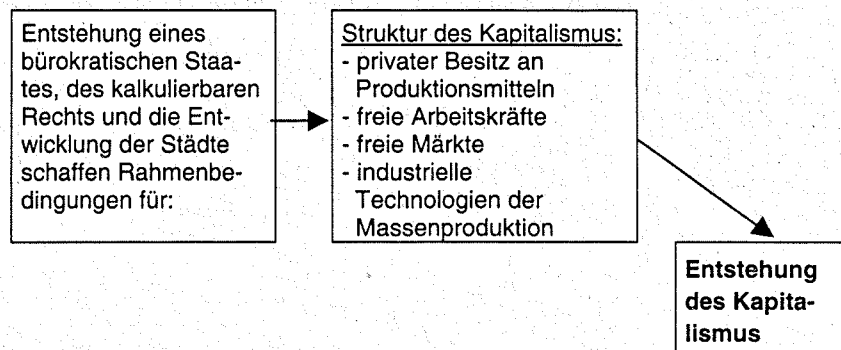
1. Max Webers Protestantismusthese: Erwartbare Unterschiede im "Geist des Kapitalismus" zwischen Spanien und den USA

Webers große leitende Forschungsfrage war die Beschreibung und Erklärung der Entstehung und der Ausdehnung okzidentaler Gesellschaften. Die Beschreibung und Erklärung der Entstehungsbedingungen und der Ausdehnung des modernen Kapitalismus bildet eine Teilmenge dieser Fragestellung, so wie das ökonomische System eine Teilsphäre innerhalb der Gesellschaft insgesamt darstellt. Ich wende mich zuerst der Weberschen Erklärung der Entstehung des Kapitalismus (a) und dann seiner Erklärung der Ausdehnung des Kapitalismus (b) zu.

a. Die Webersche Beschreibung und Erklärung der Entstehung des modernen Kapitalismus erfolgt durch die Erläuterung des Zusammenspiels einer Vielzahl von Faktoren. Klassifiziert man die Faktoren entlang der Einteilung "strukturelle" und "kulturelle" Faktoren, dann lassen sich die Bedingungsfaktoren im Anschluss an ein Schaubild von Randall Collins (1980) folgendermaßen schematisieren.

Schaubild C 1: Max Webers Erklärung der Entstehung des Kapitalismus

1. Strukturelle Faktoren



2. Kulturelle Faktoren



In der Sekundärliteratur zu Webers Arbeiten ist nicht strittig, dass Weber allen Faktoren eine Bedeutung in der Erklärung der Entstehung des modernen Kapitalismus zusprach. Strittig ist die Frage, welches Gewicht den einzelnen Bedingungen im Vergleich zu den anderen zukommt und vor allem, wie gewichtig die kulturellen Faktoren im Vergleich zu den strukturellen Faktoren einzuschätzen sind. Hier kann und braucht diese Frage nicht entschieden zu werden, da ich mich auf die im kausalen Prozessmodell vorgelagerte Frage, wie religiöse Glaubensvorstellungen und der Geist des Kapitalismus zusammenhängen, konzentriere. Dieser kausale Zusammenhang, der selbst nur ein Teilelement eines komplexen Bedingungsgefüges darstellt, ist in dem Schaubild C 1 mit gestrichelter Linie umrahmt dargestellt. Ich gehe davon aus, dass die Entstehung eines kapitalistischen Geistes eine Bedingung für die Entstehung eines Wirtschaftssystems Kapitalismus war, ganz gleich, wie stark dieser Faktor im Vergleich zu den strukturellen Bedingungsfaktoren zu gewichten ist, und frage allein nach den kulturell-religiösen Voraussetzungen des Geistes des Kapitalismus.

Die Entstehung eines kapitalistischen Geistes setzt Weber in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Ideologie des asketischen Protestantismus. Den Kausalnexus zwischen religiösen Vorstellungen einerseits (Protestantische Ethik) und Wirtschafts- und Berufsvorstellungen andererseits (Geist des Kapitalismus) begründet er argumentativ, indem er einerseits die innere Logik des Weltbildes des asketischen Protestantismus mit der inneren Logik des Weltbildes des Katholizismus vergleicht und andererseits beide Religionsvorstellungen mit dem Weltbild einer kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung in Beziehung setzt (vgl. Lepsius 1986 für eine sehr prägnante Zusammenfassung der Argumentation Webers). Das Weltbild des asketischen Protestantismus — so die Struktur des Weberschen Arguments — hat im Unterschied zu den Religionsvorstellungen des Katholizismus insofern einen ursächlichen Effekt auf eine kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, als in ihm Arbeits- und Berufswerte als verbindlich definiert werden, die auch bedeutsame Werte einer kapitalistischen Gesinnung darstellen. Die inhaltliche Füllung der Struktur dieser Argumentation ist hinreichend bekannt, so dass sie nur stichwortartig rekapituliert werden braucht.³² Sie folgt einer Argumentationslogik, die von abstrakten, generalisierten Deutungsmustern des asketischen Protestantismus ausgeht und die Einbettung und Determinierung von spezifischen Berufswerten und Einstellungen zur Wirtschaftsordnung durch diese Deutungsmuster beschreibt, die dann wiederum als konstitutiv für den Geist des Kapitalismus interpretiert werden.

³² Ich habe im Literaturverzeichnis die für mich relevante Sekundärliteratur zu Max Webers Religionssoziologie aufgelistet, ohne im Text jeweils darauf zu verweisen.

Prädestinationslehre und Gnadenwahl bilden die Kernbestandteile des Glaubenssystems des asketischen Protestantismus: Das Leben und die Frage, ob man nach dem Tod weiterleben kann, ist vorherbestimmt. Gott, der Allmächtige, dessen Entschlüsse nicht durchsichtig sind, hat darüber entschieden; er hat eine Gnadenwahl getroffen. In der Popularisierung des asketischen Protestantismus wird der Prädestinationslehre ein entscheidendes Element hinzugefügt: Der Wille der göttlichen Entscheidung ist, wenn auch nicht zu beeinflussen, so doch zu erkennen. Er ist identifizierbar an den Leistungen des Menschen in der Welt, an dem diesseitigen Erfolg. Als Folge dieser Glaubenslehre ergibt sich eine spezifische Einstellung zur Berufsarbeit der Gläubigen: eine hohe Priorität für die Berufsarbeit und berufliche Leistung, die aktive und dauerhafte Gestaltung der Welt durch die Berufsarbeit, eine systematische Selbstkontrolle der Lebensführung, innerweltliche Askese im Sinne des Konsumverzichts und der dauerhaften Reinvestition des investierten Erfolgs.

Das Motiv für diese Lebensführung ist nicht das der Erwirtschaftung von Reichtum, sondern der Grund liegt in der religiös festgelegten Chance, über die Lebensführung etwas über den eigenen Gnadenstand zu erfahren. Die Suche nach Indikatoren für den eigenen Gnadenstand bildet das Motiv der Berufsethik und der asketischen Lebensführung. Genau diese religiös motivierte Berufsethik bildet dann wiederum die kulturelle Grundlage der Entstehung des Kapitalismus.

Für eine empirische Untersuchung von Werteinstellungen zum Berufsleben ergibt sich aus der Weberschen Argumentation, dass die Werteinstellungen der protestantischen Bürger im weit stärkeren Maße einem kapitalistischen Geist entsprechen müssten als die Werteinstellungen von katholischen Bürgern. Diese hypothetische Erwartung ergibt sich sowohl im Hinblick auf einen Vergleich zwischen Katholiken und Protestanten in den jeweiligen Ländern USA und Spanien, als auch im Vergleich zwischen den Ländern USA und Spanien insofern, dass die Majorität der Bevölkerung in den USA protestantisch ist, in Spanien hingegen katholisch.

b. Weber unterscheidet zwischen einer Erklärung der Entstehung des Kapitalismus einerseits und einer Erklärung der Ausbreitung des Kapitalismus andererseits. Wir haben uns bis jetzt nur mit der ersten Erklärung beschäftigt. Wie erklärt Weber die Ausdehnung des Kapitalismus und wieso kommt es zu einer Dominanz von kapitalistischen Werten in einigen Ländern, in anderen Ländern aber nicht? Zwei mögliche Erklärungen werden von Weber angeboten. Zum einen könnte eine Ausbreitung des kapitalistischen Geistes durch eine Ausdehnung der Anzahl der Protestanten erfolgen. Diese Hypothese wird von Weber verworfen. Er geht davon aus, dass eine Eigendynamik der Entwicklung der Ausbreitung eines kapitalistischen Geistes entsteht, die nicht mehr unbedingt der religiösen Fundierung bedarf. Die vielfach zitierte Textstelle — *"Die Puritaner wollten Berufsmenschen sein, wir müssen es sein"* (Weber 1988: S. 203) — bringt diese These zum Ausdruck.

Zur Erklärung der Diffusion des kapitalistischen Geistes greift Weber auf ein Marktmodell der Konkurrenz und der Selektion der Konkurrenzstarken zurück.

"Die heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung ist ein ungeheurer Kosmos, in den der Einzelne hineingeboren wird und der für ihn, wenigstens als einzelnen, als faktisch unabänderliches Gehäuse, in dem er zu leben hat, gegeben ist. Er zwingt dem Einzelnen, soweit er in den Zusammenhang des Marktes verflochten ist, die Normen seines wirtschaftlichen Handelns auf. Der Fabrikant, welcher diesen Normen dauernd entgegenhandelt, wird ökonomisch ebenso unfehlbar eliminiert, wie der Arbeiter, der sich ihnen nicht anpassen kann oder will, als Arbeitsloser auf die Straße gesetzt wird. Der heutige, zur Herrschaft im Wirtschaftsleben gelangte Kapitalismus also erzieht und schafft sich im Wege der ökonomischen Auslese die Wirtschaftssubjekte - Unternehmer und Arbeiter - deren er bedarf. Allein gerade hier kann man die Schranken des "Auslese" - Begriffes als Mittel der Erklärung historischer Erscheinungen mit Händen greifen. Damit jene der Eigenart des Kapitalismus angepaßte Art der Lebensführung und Berufsauffassung ,ausgelesen' wird, d. h., über andere den Sieg davontragen konnte, mußte sie offenbar zunächst entstanden sein, und zwar nicht im einzelnen isolierten Individuum, sondern als eine Anschauungsweise, die von Menschengruppen getragen wurde" (Weber 1988: 36-37).

Das Zitat bringt die von Weber getroffene Unterscheidung zwischen Genese und Diffusion des kapitalistischen Geistes deutlich zum Ausdruck. Die Genese der Entstehung des kapitalistischen Geistes lässt sich nicht durch den Konkurrenzmechanismus erklären, wohl aber seine Ausbreitung: Voraussetzung dafür, dass der Diffusionsprozess des kapitalistischen Geistes in Gang gesetzt wird, ist es aber, dass es in einem Land eine Mindestanzahl an Protestanten gibt, die die Initialzündung zur Ausbreitung eines kapitalistischen Geistes bilden, so dass in der Folge die Kultur des kapitalistischen Geistes zur Hegemonialkultur wird, die dann auch von den Bevölkerungsgruppen übernommen werden muss, die selbst nicht protestantisch sind. In Ländern, in denen diese Ausgangsbedingung nicht gegeben ist, wird sich auch der kapitalistische Geist nicht als die hegemoniale Kultur durchsetzen.

Es ist genau diese Argumentationsführung, die es Weber erlaubt, nicht nur einen Zusammenhang zwischen religiösen Einstellungen einerseits und einer kapitalistischen Berufsethik andererseits zu postulieren, sondern Länder im Hinblick auf ihre Berufsethik zu klassifizieren. Weber nennt in diesem Zusammenhang die USA als ein Musterbeispiel für die Hegemonie einer kapitalistischen Berufsethik, er nennt die Völker des "liberum arbitrium" (Weber 1988: 62), wobei er namentlich Italien und Frankreich nennt, sicherlich aber auch Spanien eingeschlossen haben würde, als die Länder, denen es gerade an einem kapitalistischen Geist fehle.

Für eine empirische Untersuchung von Werteinstellungen zum Berufsleben ergibt sich daraus eine zweite ableitbare Hypothese: In einer Gesellschaft, in der die protestantische Ethik ein Mindestmaß an Verbreitung gefun-

den hat, färbt der durch diese induzierte kapitalistische Geist auch auf die nicht-protestantischen Teile der Bevölkerung ab, so dass dieser zur hegemonialen nationalen Kultur wird. In diesem Sinne kann man erwarten, dass die Bürger der USA unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit in einem stärkeren Maße dem Geist des Kapitalismus entsprechen als dass dies in Spanien der Fall ist. Die Erstbesiedlung durch die aus England fliehenden puritanischen Pilger, die in ihrer Selbstinterpretation ähnlich wie die Israeliten aus der Gefangenschaft Ägyptens in das gelobte Land aufbrechen und dem Auftrag Gottes gehorchend die Wildnis des neuen Landes gestalten, bildet den Startpunkt der Kulturentwicklung der USA, die zur Hegemonialkultur werden konnte, bevor andere Religionsgruppen einwanderten. Der katholische Anteil der Bevölkerung der USA ist erst durch spätere Einwanderungswellen entstanden: zum einen durch die Einwanderungen aus Irland vor allem ab der Mitte des letzten Jahrhunderts, dann durch die Einwanderungen aus Lateinamerika in diesem Jahrhundert (vgl. Palmié 1992). Ganz anders die Situation in Spanien. Der Katholizismus hat und hatte in Spanien ein Religionsmonopol inne und war erfolgreich bei der Verhinderung der Etablierung einer anderen Religionsgemeinschaft. Der Protestantismus hatte entsprechend in Spanien historisch nie eine Chance. Dies gilt bis heute. 99,5 % der aus einer repräsentativen Stichprobe ausgewählten Befragten in Spanien sind Mitglied der katholischen Kirche.

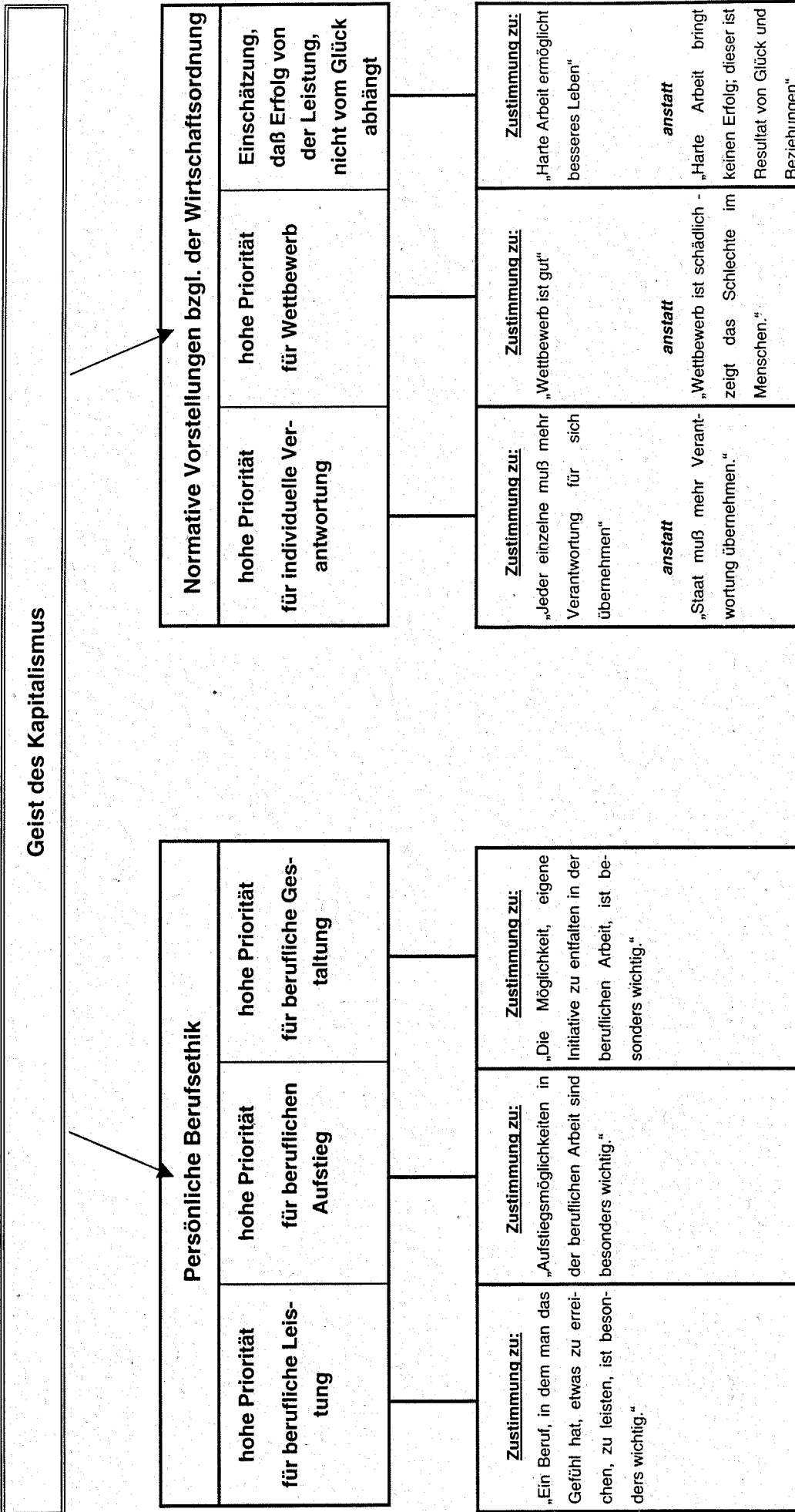
2. Datenbasis und methodisches Vorgehen

Grundlage der durchgeführten empirischen Analysen bildet eine Sekundäranalyse relevanter Fragen des "World Value Survey". Der World Value Survey ist eine in insgesamt 45 Ländern 1990/1991 durchgeführte repräsentative Bevölkerungsbefragung. Die länderübergreifende Leitung des Projekts lag bei Ronald Inglehart; Primärforscher für die USA war ebenfalls Ronald Inglehart, für Spanien Juan Diez Nicolas; der Datensatz ist über das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität Köln erhältlich. Die repräsentativ ausgewählten Bürger wurden zu ihren Meinungen im Hinblick auf eine Vielzahl an Werten befragt. Der Teil von Fragen, der sich auf den Bereich des Berufs- und Arbeitslebens und die Wirtschaftsordnung bezieht und sich als eine Messung eines kapitalistischen Geistes im Sinne Webers interpretieren lässt, wurde zur Sekundäranalyse ausgewählt. Das Problem einer jeden und so auch dieser Sekundäranalyse besteht darin, dass die Fragen nicht durch das Erkenntnisinteresse der Sekundäranalyse festgelegt wurden, so dass die durch die Fragen operationalisierten theoretischen Konstrukte eine mehr oder weniger gute Operationalisierung dessen darstellen, was man eigentlich messen will. Auch in unserer Analyse kann man sich bessere Messungen des Konstrukts "Geist des Kapitalismus" vorstellen; ich halte die im Datensatz ent-

haltenen Indikatoren aber für ausreichend valide, um die formulierten theoretischen Annahmen zu überprüfen.

Protestantismus und Katholizismus wurde durch die Frage der Mitgliedschaft in einer der beiden Kirchen gemessen. Die Mitglieder aller anderen Religionsgemeinschaften wurden aus der Analyse ausgeschlossen, weil sie für unsere Fragestellung irrelevant sind. Die von Weber als "Geist des Kapitalismus" bezeichnete Welteinstellung bildet ein aus mehreren Dimensionen bestehendes theoretisches Konstrukt. Die verschiedenen Teildimensionen dieses Konstruktes, deren weitere Differenzierung in Unterdimensionen und die Messung durch geeignete Indikatoren in Form von Fragen innerhalb der repräsentativen Bevölkerungsbefragungen habe ich in Form eines Baumdiagramms dargestellt.

Schaubild C 2: Dimensionale Analyse und Operationalisierung des theoretischen Konstrukts „Geist des Kapitalismus“



Ich unterscheide zwei Teildimensionen des Konstrukts "Geist des Kapitalismus". Die erste Dimension, die als persönliche Berufsethik bezeichnet wird, bezieht sich auf die Einstellungen des Befragten zum eigenen Beruf. Eine dem Geist des Kapitalismus entsprechende Berufsethik liegt dann vor, wenn a. berufliche Leistung, b. Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb des Berufs und c. Gestaltung innerhalb des Berufs als besonders wichtig angesehen werden. Zusammen bilden diese Teildimensionen ein Einstellungssyndrom, das durch eine aktivistische, leistungs- und erfolgsorientierte Berufsauffassung gekennzeichnet ist. Die drei Fragen, die die Teildimensionen der Berufsethik operationalisieren, sind alle einer Fragebatterie entnommen, in der nach der Wichtigkeit verschiedener Aspekte des eigenen Berufs gefragt wurde, und die Befragten angeben konnten, ob der jeweilige Aspekt für sie wichtig sei oder nicht. Die einzelnen Fragen haben ein nominales Messniveau. Ich werde im Hinblick auf diese Fragen bei der Datenauswertung entsprechend die Prozentsatzunterschiede zwischen Katholiken und Protestanten bzw. zwischen Spanier und Amerikaner miteinander vergleichen.

Die zweite Teildimension des Konstrukts "Geist des Kapitalismus" bezieht sich nicht auf die Einstellungen zum eigenen Beruf, sondern auf allgemeine normative Vorstellungen des Befragten im Hinblick auf die Wirtschaftsordnung. Eine dem Geist des Kapitalismus entsprechende normative Vorstellung der Wirtschaftsordnung liegt dann vor, wenn a. der individuellen Verantwortung und nicht der staatlichen Versorgung hohe Priorität eingeräumt wird, b. Wettbewerb als normativ richtig und nicht als moralisch verwerflich eingeschätzt wird und c. der Erfolg eines Menschen als von dessen Leistung und nicht von Glück und Beziehungen abhängig gesehen wird. Die drei Fragen, die die Teildimensionen operationalisieren, sind alle mit einer 10er Skala erhoben worden, deren beiden Endpunkte durch die in Schaubild C 2 wiedergegebenen Endpunktbeschreibungen festgelegt waren. Das metrische Messniveau der Skalen ermöglicht zum einen, durch eine Faktorenanalyse zu bestimmen, ob es sich überhaupt um Teildimensionen eines gemeinsamen Konstruktes handelt; es ermöglicht zum anderen im Hinblick auf erwartete Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten bzw. zwischen Spanier und Amerikaner die Mittelwerte (arithmetisches Mittel) miteinander zu vergleichen.

3. Ergebnisse und deren Interpretation

Ich habe in einem ersten Schritt überprüft, ob die theoretische Aufgliederung des Konstrukts "Geist des Kapitalismus" in Unterdimensionen eine auch empirisch legitimierte Dimensionierung darstellt. Für die dichotomen Fragen, die die persönliche Berufsethik der Befragten messen, wurden die Phi-Koeffizienten zwischen den drei Variablen bestimmt. Diese variieren zwischen .45 und .40 (Signifikanz: $p < .00$). Das theoretische Konstrukt "Persönliche Be-

berufsethik" bildet also auch empirisch ein Wertesyndrom. Für die mit 10er Skalen gemessenen drei Fragen, die die normativen Vorstellungen der Befragten im Hinblick auf die Wirtschaftsordnung messen sollten, habe ich eine konfirmatorische Faktorenanalyse durchgeführt. Die drei Variablen laden alle auf einem Faktor, und dies mit Faktorwerten zwischen .74 und .80. Auch für diese Teildimension zeigt sich also, dass sie zusammen ein Wertesyndrom bilden. Insofern kann man davon ausgehen, dass der "Geist des Kapitalismus" nicht nur ein theoretisches Konstrukt ist, sondern sich auch empirisch in den Wertevorstellungen der Befragten findet.

Inwieweit werden aber die im ersten Kapitel formulierten Hypothesen im Hinblick auf die Frage einer unterschiedlichen Ausprägung des "Geistes des Kapitalismus" in Spanien und den USA und zwischen Katholiken und Protestanten bestätigt? Aufgrund des unterschiedlichen Skalenniveaus der Variablen, die die persönliche Berufsethik einerseits und die normativen Vorstellungen bzgl. der Wirtschaftsordnung andererseits operationalisieren, wurden im ersten Fall die Prozentsatzunterschiede, im zweiten Fall die Mittelwertunterschiede berechnet. Die Anzahl der Protestanten in Spanien ist so gering (N=16), so dass eine Unterscheidung zwischen Katholiken und Protestanten im Hinblick auf die abhängigen Variablen für Spanien nicht möglich ist.

Tabelle C 1 gibt die Ergebnisse im Hinblick auf die persönliche Berufsethik wieder.

Tabelle C 1: Persönliche Berufsethik in Spanien und in den USA (Protestanten und Katholiken)

	Spanien		USA	
Priorität für berufliche Leistung	ja	37,6 %	72,1 %	
	nein	62,4 %	27,9 %	
		N = 4147	N = 1829	
	Phi = -.31;		p < 0.001	
Priorität für beruflichen Aufstieg	ja	35,6 %	57,6 %	
	nein	64,4 %	42,4 %	
		N = 4147	N = 1839	
	Phi = -.20;		p < 0,001	
Priorität für berufliche Gestaltung	ja	34,0 %	52,4 %	
	nein	66,0 %	47,6 %	
		N = 4147	N = 1839	
	Phi = -.17;		p < 0,001	

	USA-Katholiken		USA-Protestanten	
Priorität für berufliche Leistung	ja	67,2 %	75,4 %	
	nein	32,8 %	24,6 %	
	N = 519		N = 724	
	Phi = -.08; p < 0.001			
Priorität für beruflichen Aufstieg	ja	55,3 %	59,3 %	
	nein	44,7 %	40,7 %	
	N = 519		N = 724	
	Phi = -.03; p < 0,16			
Priorität für berufliche Gestaltung	ja	50,1 %	53,6 %	
	nein	49,9 %	46,6 %	
	N = 519		N = 724	
	Phi = -.03; p < 0,22			

Der Anteil derer, die berufliche Leistung, Aufstieg im Beruf und berufliche Gestaltung als wichtig erachten, ist in den USA deutlich höher als in Spanien. Die Prozentsatzunterschiede liegen zwischen 35 % und 18 %, das Korrelationsmaß Phi weist für alle drei Fragen einen signifikanten und starken Zusammenhang aus. Eine dem Geist des Kapitalismus adäquate Berufsethik ist in den USA also weit deutlicher entwickelt als in dem katholischen Spanien.

Vergleicht man die Einstellungen im Hinblick auf die Berufsethik zwischen Katholiken und Protestanten innerhalb der USA, dann zeigen sich zwar Unterschiede in der erwarteten Richtung insofern, als sich die Katholiken etwas weniger einer kapitalistischen Berufsethik verpflichtet fühlen als die Protestanten. Die Unterschiede sind aber nur sehr gering und zum Teil nicht signifikant.

Die Ergebnisse bestätigen damit im Hinblick auf die Berufsethik die aus der Weberschen Theorie abgeleiteten Hypothesen. Eine im Geist des Kapitalismus geformte Berufsethik bildet in den USA die hegemoniale Kultur, umschließt sowohl Katholiken als auch Protestanten und ist damit unabhängig von der Konfession geworden, wenn auch aus ihr hervorgegangen. Im katholischen Spanien findet sich — und die Vermutung ist, gerade weil es katholisch ist — eine wesentlich schwächere im Geist des Kapitalismus geformte Berufsethik.

Auch im Hinblick auf die zweite Dimension, die normativen Vorstellungen bzgl. der Wirtschaftsordnung, zeigen die Analysen ein klares Ergebnis.

Tabelle C 2: Normative Vorstellungen bzgl. der Wirtschaftsordnung in Spanien und in den USA (Katholiken und Protestanten)

		Mittelwerte	N	Standard- abweichung	t-test
Priorität für individuelle Verantwortung	USA	3,44	1790	2,47	p = .000
	Spanien	5,90	3820	2,69	
	USA-Katholiken	3,38	502	2,34	nicht signifikant
	USA-Protestanten	3,37	709	2,50	

Positive Einschätzung von Wettbewerb	USA	3,18	1787	2,22	p = .000
	Spanien	4,28	3801	2,49	
	USA-Katholiken	3,13	504	2,21	nicht signifikant
	USA-Protestanten	3,18	704	2,25	

Einschätzung, daß Erfolg von Leistung, nicht vom Glück abhängt	USA	3,46	1801	2,39	p = .000
	Spanien	5,29	3915	2,71	
	USA-Katholiken	3,43	504	2,40	nicht signifikant
	USA-Protestanten	3,38	714	2,43	

Die Betonung von individueller Selbstverantwortung statt staatlicher Sicherheit, die positive Bewertung von Wettbewerb und die Vorstellung, dass Erfolg von Arbeit und nicht von Glück und Beziehungen abhängt, all dies findet unter Amerikanern weit mehr Zustimmung als unter den katholischen Spaniern, und dies jeweils auf einem signifikanten Niveau. Die normativen Vorstellungen bzgl. einer Wirtschaftsordnung entsprechen in den USA weit deutlicher dem Geist des Kapitalismus als in Spanien. Ähnlich wie bei den Einstellungen zur

Berufsethik, so gilt auch im Hinblick auf die Vorstellungen zur Wirtschaftsordnung, dass die katholischen und protestantischen Bürger in den USA sich nicht voneinander unterscheiden; auch in der zweiten Dimension bildet der kapitalistische Geist die hegemoniale Kultur, umschließt sowohl Katholiken als auch Protestanten und ist damit unabhängig von der Konfession geworden. Insgesamt bestätigen die Analysen die aus der Weberschen Protestantismusthese abgeleiteten Hypothesen.

Allerdings muss man die empirischen Ergebnisse im Hinblick auf ihre Aussagenreichweite spezifizieren. Weber ging von einem komplexen Bedingungsgefüge aus, das die Entstehung des Kapitalismus erklären sollte (vgl. Schaubild C 1). Der Geist des Kapitalismus bildet nur einen neben anderen Faktoren. Als kulturelle Ressource einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist der Geist des Kapitalismus selbst wiederum religiösen Ursprungs. Genau auf diesen Zusammenhang zwischen Konfession einerseits und einer kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung andererseits bezogen sich die hier durchgeführten Analysen. Ob und in welchem Maße sich die in Spanien und den USA unterschiedlich ausgeprägte kapitalistische Wirtschaftsgesinnung dann selbst wiederum auf die Performanz des Kapitalismus in den beiden Ländern auswirkt, kann mit Hilfe der Daten nicht beantwortet werden.

IV. Literatur

- Adams, Willi Paul u. a. (Hg.) 1992: Länderbericht USA. 2 Bände. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Alexander, Jeffrey C. und Steven Seidmann (Hg.) 1990: Culture and Society. Contemporary Debates. Cambridge: Cambridge University Press.
- Alford, Richard D., 1988: Naming and Identity: A Cross-cultural Study of Personal Naming Practices. New Haven, Connecticut: HRAF Press.
- Barthes, Roland, 1990: The word of wrestling. S. 87-93 in: Jeffrey C. Alexander und Steven Seidman (Hg.): Culture and society. Contemporary debates. Cambridge: Cambridge University Press.
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1995: Individualisierung in modernen Gesellschaften — Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. S. 10-39 in: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, 1983: Jenseits von Stand und Klasse? S. 35-74 in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz.
- Beck, Ulrich, 1995: Die "Individualisierungsdebatte". S. 185-198 in: Bernhard Schäfers (Hg.): Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder. Theoretische Kontroversen. Opladen: Leske und Budrich.
- Bendix, Reinhard, 1963: Max Webers Religionssoziologie. S. 273-293 in: René König und Johannes Winkelmann (Hg.), Max Weber zum Gedächtnis. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 7. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berg, Klaus und Marie Luise Kiefer (Hg.), 1987: Massenkommunikation: eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung. Band III. Frankfurt a. M./Berlin: Metzner.
- Berg, Klaus und Marie-Luise Kiefer (Hg.), 1996: Massenkommunikation V. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1995. Baden-Baden: Nomos.
- Berger, Hans, 1967: Volkskundlich-soziologische Aspekte der Namensgebung in Frutigen (Berner Oberland). Bern: Verlag Paul Haupt.

- Berger, Peter, 1973: Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bernecker, Walther L., 1990: Sozialgeschichte Spaniens im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bertram, Hans, 1995: Individuen in einer individualisierten Gesellschaft. S. 9-34 in: Hans Bertram (Hg.): Das Individuum und seine Familie. Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter. Opladen: Leske und Budrich.
- Bieritz, Karl-Heinz, 1991: Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart. München: Beck.
- Birnbaum, Norman, 1974: Konkurrierende Interpretationen der Genese des Kapitalismus: Marx und Weber. S. 38-64 in Constance Seyfarth und Walter M. Sprondel (Hg.), Religion und gesellschaftliche Entwicklung. Studien zur Protestantismus-Kapitalismus-These Max Webers. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Blau, Peter M., 1994: Structural Contexts of Opportunities, Chicago und London: University of Chicago Press.
- Block, Eva, 1984: Freedom, Equality, Et Cetera. Values and Valuations in the Swedish Domestic Political Debate 1954-1975. S. 159-166 in: Gabriele Melischek, Karl Erik Rosengren und James Stappers (Hg.): Cultural Indicators: An International Symposium. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Blossfeld, Hans-Peter, 1985: Bildungsexpansion und Berufschancen. Empirische Analysen zur Lage der Berufsanfänger in der Bundesrepublik. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Bohrhardt, Ralf, und Wolfgang Voges, 1995: Die Variable "Beruf" in der empirischen Haushalts- und Familienforschung. Zur Ausschöpfung relevanter Informationsanteile aus standardisierten Berufsklassifikationssystemen, in: ZA-Information 36: 91-113.
- Bourdieu, Pierre, 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Buch, Dieter und Klaus Kamp, 1984: Die häufigsten Vornamen der Hamburger Kinder, in: Hamburg in Zahlen, Heft 4: 110-111.

- Buch, Dieter, 1974: Die Vornamen der Hamburger, in: Hamburg in Zahlen, Heft 9: 284-288.
- Burkhardt, Günter, 1993: Individualisierung und Elternschaft — Das Beispiel USA, in: Zeitschrift für Soziologie 22: 159-177.
- Clark, Terry Nicolas, Seymour Martin Lipset und Michael Rempel (1993): The declining political significance of social class, in: International sociology 8: 293-316.
- Coleman, James S., 1995: Grundlagen der Sozialtheorie. München/ Wien: R. Oldenbourg.
- Collins, Randall, 1980: Weber's last Theory of Capitalism: A Systematization, in: American Sociological Review 45: 925-942.
- Conradt, David, 1980: Changing German Political Culture. S. 212-272 in: Gabriel Almond und Sidney S. Verba (Hg.): The Civic Culture Revisited. Boston: Sage.
- Dahrendorf, Ralf, 1992: Der moderne soziale Konflikt. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Debus, Friedhelm, 1968: Soziologische Namengeographie. Zur sprachgeographisch-soziologischen Betrachtung der nomina propria. S. 315-338 in: Friedhelm Debus und Wilfried Seibicke, (1989): Reader zur Namenkunde I: Namentheorie. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag.
- Debus, Friedhelm, 1995a: Methoden und Probleme der soziologisch orientierten Namenforschung. S. 344-351 in: Ernst Eichler, Gerold Hilty, Heinrich Löffler, Hugo Steger und Ladislav Zgusta (1995): Namenforschung: ein internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Debus, Friedhelm, 1995b: Soziolinguistik der Eigennamen. Name und Gesellschaft (Sozio-Onomastik). S. 393-399 in: Ernst Eichler, Gerold Hilty, Heinrich Löffler, Hugo Steger und Ladislav Zgusta (1995): Namenforschung: Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Doering-Manteuffel, Sabine, 1995: Die Eifel. Geschichte einer Landschaft. Frankfurt a. M./ New York: Campus.

- Drosdowski, Günther, 1974: Duden Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von mehreren tausend Vornamen. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Durkheim, Emile, 1977: Über die Teilung der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile, 1983/1897: Der Selbstmord. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eliade, Mircea, 1957: Das Heilige und das Profane. Hamburg: Rowohlt.
- Esser, Hartmut, 1990: 'Habits', 'Frames' und 'Rational Choice'. Die Reichweite der Theorie der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens), in: Zeitschrift für Soziologie 19: 231-247.
- Esser, Hartmut, 1991: Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und 'Rational Choice'. Tübingen: Mohr.
- Esser, Hartmut, 1996: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Ester, Peter, Loek Halman und Ruud der Moor, 1993: The Individualizing Society. Value Change in Europe and North America. Tilburg: Tilburg University Press.
- Evans, P.B., Dietrich Rüschemeyer und Theda Skocpol (Hg.), 1985: Bringing the State Back in. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Ferree Marx, Myra, William Gamson, Jürgen Gerhards und Dieter Rucht, 2000: Collective Actors and the Public Sphere: Abortion Discourse in the U.S. and Germany: Cambridge: Cambridge University Press.
- Flora, Peter und Jens Alber, 1982: Modernization, Democratization, and the Development of Welfare States in Western Europe. in: Peter Flora und Arnold J. Heidenheimer (Hg.), The Development of Welfare States in Europe and America. New Brunswick, London: Transaction Publishers.
- Frank, R., 1977: Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung. Namenkundliche Sammlung, Analyse und Motivuntersuchung über den Kreis und die Stadt Segeberg. Neumünster: Wachholtz.

- Geißler, Rainer, 1996: Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48: 319-338.
- Gerbner, Georg, 1973: Cultural Indicators: The Third Voice. S. 555-571 in: George Gerbner, Larry P. Gross und William H. Melody (Hg.): Communications Technology and Social Policy. Understanding the New "Cultural Revolution". New York: John Wiley.
- Gerbner, George, 1969: Toward "Cultural Indicators": The Analysis of Mass Mediated Public Message Systems, in: AV Communication Review 17: 137-148.
- Gerhards, Jürgen, 1989: Kleine Anfrage an eine Soziologie der Kultur, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 14: 4-11.
- Gerhards, Jürgen, 1996: Religion und der Geist des Kapitalismus: Einstellungen zur Berufsarbeit und zur Wirtschaftsordnung in den USA und Spanien, in: Berliner Journal für Soziologie 6: 541-551.
- Gerhards, Jürgen und Astrid Melzer, 1996: Die Veränderung der Semantik von Todesanzeigen als Indikator für Säkularisierungsprozesse? in: Zeitschrift für Soziologie 25: 304-314.
- Gerhards, Jürgen und Dieter Rucht, 2000: Öffentlichkeit, Akteure und Deutungsmuster: Die Debatte über Abtreibungen in Deutschland und den USA. erscheint in Jürgen Gerhards (Hg.) Die Vermessung kultureller Unterschiede. Deutschland und USA im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhards, Jürgen und Jörg Rössel, 1999: Interessen und Ideen im Konflikt um das Wahlrecht. Eine kultursoziologische Analyse der parlamentarischen Debatten über das Dreiklassenwahlrecht in Preußen. Leipzig: Universitätsverlag Leipzig.
- Gerhards, Jürgen und Jörg Rössel, 2000: Familienkulturen im internationalen Vergleich. Normative Vorstellungen von Ehe, Sexualität und Kindererziehung in den Vereinigten Staaten und in West- und Ostdeutschland. erscheint in: Jürgen Gerhards (Hg.) Die Vermessung kultureller Unterschiede. Deutschland und USA im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhards, Jürgen und Rolf Hackenbroch, 1997: Kulturelle Modernisierung und die Entwicklung der Semantik von Vornamen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 3: 410-439.

- Gerhards, Jürgen und Rolf Hackenbroch, 1997a: Individualisierungsprozesse zwischen 1894 und 1994 am Beispiel der Entwicklung von Vornamen. S. 358-372 in: Stefan Hradil (Hg.), Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a. M.: Campus.
- Gerr, Elke, 1985: Das große Vornamenbuch. München: Humboldt.
- Gramsci, Antonio, 1990: Culture and ideological hegemony. S. 47-54 in: Jeffrey C. Alexander und Steven Seidman (Hg.): Culture and society. Contemporary debates. Cambridge: Cambridge University Press.
- Grüner, Karl-Wilhelm und Robert Helmrich, 1994: Die Todesanzeige. Viel gelesen, jedoch wenig bekannt. Deskription eines wenig erschlossenen Forschungsmaterials, in: Zeitschrift für Historische Sozialforschung 19: 60-108.
- Habermas, Jürgen, 1981: Theorie des kommunikativen Handelns: Frankfurt: Suhrkamp.
- Haubrichs, Wolfgang, 1995: Namenforschung in Deutschland bis 1945. S. 62-85 in: Ernst Eichler, Gerold Hilty, Heinrich Löffler, Hugo Steger und Ladislav Zgusta (1995): Namenforschung: Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hohls, Rüdiger und Hartmut Kaeble (1989), Die regionale Erwerbsstruktur im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik 1895-1970. St. Katharinen: Scripta Mercaturae.
- Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno, 1978: Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. S.108-150 in: Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (Hg.): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Huinink, Johannes, Karl Ulrich Mayer und Michael Wagner, 1989: Ehe und Familie im Wandel der Nachkriegszeit — ein kritischer Beitrag zur aktuellen Diskussion. S. 66-68 in: Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Gemeinsamer Kongreß der Deutschen, Österreichischen und Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Zürich: Seismo.
- Inglehart, Ronald, 1989: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt a. M./New York: Campus.

- Inglehart, Ronald, 1998: Modernisierung und Postmodernisierung. Frankfurt: Campus.
- Knorr-Cetina, Karin und Richard Grathoff, 1988: Was ist und was soll kultursoziologische Forschung? S. 21-36 in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Kultur und Alltag. Soziale Welt, Sonderband 6: Göttingen: Otto Schwartz & Co.
- Lepsius, M. Rainer, 1986: Interessen und Ideen. Die Zurechnungsproblematik bei Max Weber. S. 20-31 in Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius und Johannes Weiß, (Hg.), Kultur und Gesellschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Liebertson, Stanley und Eleanor O. Bell, 1992: Children's First Names: An Empirical Study of Social Taste, in: American Journal of Sociology 98: 511-554.
- Liebertson, Stanley, 1984: What's in a name? ... some sociolinguistic possibilities, in: International Journal of the Sociology of Language 45: 77-87.
- Lindenberg, Siegwart, 1990: Rationalität und Kultur. Die verhaltenstheoretische Basis des Einflusses von Kultur auf Transaktionen. S. 249-287 in: Hans Haferkamp (Hg.): Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luckmann, Thomas, 1980: Säkularisierung — ein moderner Mythos. S. 161-172 in: Thomas Luckmann: Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen. Paderborn u. a.: Schöningh.
- Luckmann, Thomas, 1986: Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. S. 191-213 in: Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius und Johannes Weiß (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas, 1980: Gesellschaftsstruktur und semantische Tradition. S. 9-71 in: Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Band 1. Frankfurt: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas, 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas, 1995: Kultur als historischer Begriff. S. 31-54 in Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Band 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mayer, Karl Ulrich und Hans-Peter Blossfeld, 1990: Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf. S. 297-318 in: Peter A. Berger und Stefan Hradil (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7. Göttingen: Otto Schwartz.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller, 1987: Individualisierung und Standardisierung im Strukturwandel der Moderne. Lebensläufe im Wohlfahrtsstaat. S. 41-60 in: Ansgar Weymann (Hg.): Handlungsspielraum. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensverläufen in der Moderne. Stuttgart: Enke.
- Mayer, Karl Ulrich, 1989: Empirische Sozialstrukturanalyse und Theorien gesellschaftlicher Entwicklung, in: Soziale Welt 40: 297-308.
- McClelland, David C., 1966: Das Leistungsmotiv: Methode zur Messung und mögliche wirtschaftliche Auswirkungen. S. 81-149 in Ingeborg Y. Wendt und Gerd Fleischmann (Hg.), Die Leistungsgesellschaft. Psychologische Analyse der Voraussetzungen wirtschaftlicher Entwicklung. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.
- Melischek, Gabriele, Karl Erik Rosengren und James Stappers (Hg.), 1984: Cultural Indicators: An International Symposium. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Merton, Robert K. 1968: Social Theory and Social Structure, New York und London: The Free Press.
- Meulemann, Heiner, 1993: Säkularisierung und Werte. Eine systematische Übersicht über Ergebnisse aus Bevölkerungsumfragen in westeuropäischen Gesellschaften. S. 627-635 in: Bernhard Schäfers (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. 26. Deutscher Soziologentag 1992, Plenarveranstaltungen. Frankfurt a. M.: Campus.
- Miller, Nathan, 1927: Some Aspects of the Name in Culture-History, in: American Journal of Sociology 32: 585-600.
- Mitterauer, Michael, 1989: Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit. S.179-194 in: Rosemarie Nave-Herz und Manfred Marckfeld (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand.

- Münch, Richard und Neil Smelser (Hg.): Theory of Culture. Berkeley: University of Berkeley Press.
- Münch, Richard, 1986: Die Kultur der Moderne. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Namenwirth, J. und Robert Philip Weber, 1987: Dynamics of Culture. Boston/London/Sydney/Wellington: Allen & Unwin.
- Namenwirth, Z. und Robert Philip Weber, 1987: Dynamics of Culture. Boston u. a.: Allen & Unwin.
- Naumann, Horst, (1989): Soziolinguistische Aspekte der Onomastik. S. 391-397 in: Friedhelm Debus und Wilfried Seibicke (1989): Reader zur Namenkunde I: Namentheorie. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag.
- Neidhardt, Friedhelm, 1975: Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktion. Opladen: Leske und Budrich.
- Palmié, Stephan 1992: Einwanderung und Einwanderungspolitik. S. 325-338 in Paul Willi Adams u. a. (Hg.), Länderbericht USA. Band 2. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Parsons, Talcott, 1973: Culture and Social System Revisited. S. 33-46 in: Louis Schneider und Charles M. Bonjean (Hg.): The Idea of Culture in the Sciences. Cambridge: Cambridge University Press.
- Peters, Jan, Albert Felling und P. Scheepers, 1993: Individualisierung und Säkularisierung in den Niederlanden in den achtziger Jahren. S. 636-645 in: Bernhard Schäfers (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. 26. Deutscher Soziologentag 1992, Plenarveranstaltungen. Frankfurt a. M.: Campus.
- Robinson, William S., 1950: Ecological Correlations and the Behavior of Individuals, in: American Sociological Review 15: 351-357.
- Rosengren, Karl Erik, 1989: Medienkultur: Forschungsansatz und Ergebnisse eines schwedischen Langzeitprojekts, in: Media Perspektiven 6: 356-371.
- Rosengren, Karl Erik, 1981: Mass Communications as Cultural Indicators: Sweden, 1945-1975. S. 716-737 in: G. C. Wilhort und H. De Boek (Hg.): Mass Communication Review Yearbook 2. Beverly Hills: Sage.

- Rosengren, Karl Erik, 1986: Linking Culture and Other Societal Systems. S. 87-98 in: Ball-Rokeach und M. G. Cantor (Hg.): Media, Audience, and Social Structure. Beverly Hills: Sage.
- Rossi, Alice S., 1965: Naming Children in Middle-Class Families, in: American Sociological Review 30: 499-513.
- Sahlins, Marshall, 1990: Food as symbolic code. S. 94-104 in: Jeffrey C. Alexander und Steven Seidman (Hg.): Culture and society. Contemporary debates. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schimank, Uwe, 1999: Was ist Soziologie?, in: Soziologie, Heft 2: 9-22.
- Schneider, Irmela, 1990: Film, Fernsehen & Co. Zur Entwicklung des Spielfilms in Kino und Fernsehen. Ein Überblick über Konzepte und Tendenzen. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Schulze, Gerhard, 1995: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Simmel, Georg, 1983/1908: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker und Humblot.
- Simon, Michael, 1989: Vornamen wozu? — Taufe, Patenwahl und Namengebung in Westfalen vom 17. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert. Münster: F. Coppenrath Verlag.
- Skocpol, Theda, 1979: States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia and China. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Soeffner, Hans-Georg, 1988: Kulturmythos und kulturelle Realität(en). S. 3-20 in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), Kultur und Alltag. Soziale Welt, Sonderband 6. Göttingen: Otto Schwartz & Co.
- Swanson, Guy E., 1974: Protestantismus und Herrschaftssystem. S. 162-176 in: Constans Seyfarth und Walther M. Sprondel (Hg.), Religion und gesellschaftliche Entwicklung. Studien zur Protestantismus-Kapitalismus-These Max Webers. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Taagepera, Rein und James Lee Ray, 1977: A generalized index of concentration, in: Sociological Methods & research 5: 367-384.

- Taylor, Rex, 1974: John Doe, Jr.: A Study of his Distribution in Space, Time, and the Social Structure, in: *Social Forces* 53: 11-21.
- Tenbruck, Friedrich H., 1989: *Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Trevor-Roper, Hugh Redwald, 1970: *Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krise des 17. Jahrhunderts*. Frankfurt u. a.: Propyläen Verlag.
- Wagner, Michael, 1989: *Räumliche Mobilität im Lebensverlauf. Eine empirische Untersuchung der Bedingungen der Migration*. Stuttgart: Enke.
- Walther, Hans, 1973: *Gesellschaftliche Entwicklung und geschichtliche Entfaltung von Wortschatz und Namenschatz*. S. 339-355 in: Friedhelm Debus und Wilfried Seibicke (1989): *Reader zur Namenkunde I: Namentheorie*. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag.
- Weber, Max, 1958: *Die Entstehung des modernen Kapitalismus*. S. 238-315 in: ders., *Wirtschaftsgeschichte*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Weber, Max 1988: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max, 1988a: *Wissenschaft als Beruf*. in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr.
- Weiß, Johannes, 1992: *Max Webers Grundlegung der Soziologie*. München u. a.: Saur.
- Wildavsky, Aaron, 1988: *Political Culture and Political Preferences*, in: *American Political Sciences Review* 82: 593-596.
- Wildavsky, Aaron, 1993: *Why self-interest means less outside of a social context. Cultural contributions to a theory of rational choices*, in: *Journal of Theoretical Politics* 6: 131-159.
- Williams, Raymond, 1986: *Karl Marx und die Kulturtheorie*. S. 32-56 in: Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius und Johannes Weiß (Hg.): *Kultur und Gesellschaft. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.